

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1982
HEFT 1**

800

7a692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

33. Jahrgang Heft 1

Januar – März 1982

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten
Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 7119 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Inhalt

MARIA HEITLAND Zur Sache	1
EBERHARD ROTHERMEL Unser Haus	2
FRANK WERNER Denkmalpflege heute – Normalfall, Aufbruchstimmung oder Resignation?	11
HUBERT LOCHER Heimat und Region in den Massenmedien	18
MAX PREGER Ravensburger Wasserzeichen	25
MARKUS OTTO Die Winckelhofer-Scheiben im Rathaus von Ehingen an der Donau	34
EHRENFRIED KLUCKERT Adolf Valentin Saile. Ein Glasmaler in Stuttgart	43
HERIBERT HUMMEL Kloster Schöntal (1157–1982) Abtei – Seminar – Bildungshaus	49
WOLFGANG IRTENKAUF Wanderungen in die Vergangenheit (9): Die Heuchelberger Warte bei Heilbronn	57
Leserforum	59
Buchbesprechungen	61
sh aktuell	71
Veranstaltungen und Studienfahrten	83



Das Titelbild

gewährt einen Einblick in einen der schönsten Räume des 1981 mit dem Peter Haag-Preis ausgezeichneten Hauses Roßmarkt 9 in Isny. (Foto: Gregor Mahn.) – Die Abbildung in dieser Spalte wiederholt diesmal nicht das Titelbild als Ganzes oder im Ausschnitt, sondern zeigt denselben Raum während der Erneuerungsarbeiten. (Foto: Eberhard Rothermel.) Die Geschichte des Hauses und seiner Wiederherstellung schildert im ersten Aufsatz dieses Heftes der Bau- und Hausherr.

Übergeben wurde der Peter Haag-Preis 1981 am 8. November 1981 im Sitzungssaal des Isnyer Rathauses, das übrigens vor Jahren unter der Verantwortung desselben Architekten – Helmut Morlok – von Grund auf wiederhergestellt worden ist, der nun auch das Haus Roßmarkt 9 betreut hat. Den von der Satzung des Peter Haag-Preises vorgeschriebenen Festvortrag hielt der Stuttgarter Stadtbauhistoriker Frank Werner. Den Text dieses Vortrags begleiten in diesem Heft Abbildungen der beiden Gebäude, denen 1981 die Plakette des Peter Haag-Preises zugesprochen worden ist.

Maria Heitland: Zur Sache

An unsere Mitglieder! So war ein Blatt überschrieben, das dem Schwäbischen Heimatbuch von 1937 beigelegt war. Neugierig geworden, was vor 45 Jahren den Mitgliedern des damaligen Bundes für Heimatschutz Wichtiges mitgeteilt werden sollte, sieht man genauer hin und stellt mit Erstaunen fest: es waren fast die gleichen Anliegen, Bitten und Sorgen, die auch heute den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bewegen. Da heißt es zur Werbung neuer Mitglieder: *Das erweiterte Buch soll unseren Mitgliedern die Zuführung neuer Mitglieder erleichtern, und wir möchten wiederholt die herzliche und dringende Bitte aussprechen, unserem Bund durch Werbung neuer Anhänger zu immer größerem Ansehen und größerer Kraft zu verhelfen. Die Beibringung neuer Mitglieder durch Werbung von Mund zu Mund ist leider immer noch viel zu wenig gepflegt worden. Die Bitte bleibt die gleiche wie damals: Wie wäre es, wenn jedes Mitglied nur wenigstens eine weitere Mitbürgerin, einen weiteren Mitbürger für die Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gewinnen würde und damit die Arbeit tatkräftig unterstützen und mittragen würde?*

Und auch die nächste angeführte Sorge ist heute noch und wieder höchst akut und aktuell: *Vielfach leider zu spät erfährt der Bund für Heimatschutz zufällig von Vorfällen draußen im Lande oder von bestehenden Mißständen, die bei rechtzeitiger Kenntnis bearbeitet und auch noch zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden könnten. Ich bitte alle Mitglieder des Bundes und Freunde unserer Sache, nicht nur unsere Veröffentlichungen zu lesen und nach Möglichkeit an unseren Veranstaltungen teilzunehmen, sondern auch tätig mitzuarbeiten, indem sie uns über Dinge, die geschehen oder auch nur zu drohen scheinen und für den Heimatschutz von Bedeutung sein können, auf schnellstem Wege kurzen Bericht erstatten. Dadurch ließe sich manches Unheil verhüten. Wir sind für alle Nachrichten dankbar wie auch für alle Anregungen, die wir gerne berücksichtigen wollen.*

Das waren die Anliegen, damals 1937. Die Fragen und Probleme des Schutzes unserer Heimat, ihrer Städte und Dörfer, des Schutzes und der Pflege von Natur und Landschaft sind noch dringender geworden. Der Raum ist knapper, das Erbe an alten Häusern, an all dem, was Heimat ausmacht, ist seltener und kostbarer geworden.

Dies ist also die alt-neue Bitte auch für das Jahr 1982: Noch mehr Aktivität, noch mehr Mitglieder, noch mehr Mitarbeiter, denen im ganzen Land das Schicksal unserer Heimat Herausforderung, Verpflichtung und Verantwortung ist.

Der Geist der Städte ist entstanden im Lauf der Zeiten. Einfache Bauwerke haben Ewigkeitswert bekommen in dem Maße, wie sie das Allgemeine symbolisieren; sie sind der eiserne Bestand einer Tradition, die mitbestimmend ist für die Bildung des Individuums. (Le Corbusier)

«Nie wieder würde ich das machen» – dieser Stoßseufzer vieler Häuslesbauer, der ihr Leid, aber auch ihren Stolz über das Vollbrachte ausdrückt, kommt mir nicht so leicht über die Lippen. Wer ein denkmalgeschütztes Haus erwirbt, um es umzubauen und zu bewohnen, der muß, so fürchte ich, eine gewisse Besessenheit haben, gerade weil oder obwohl er weiß, wie aussichtslos seine Besessenheit ist, mit diesem einen Vorhaben gleichsam stellvertretend Vergangenheit, Geschichte lebendig zu machen.

In der Urkunde über die Verleihung des Peter Haag-Preises 1981 heißt es unter anderem:
Das Haus Roßmarkt 9 in Isny gehört zu den wenigen Häusern, die den Stadtbrand von 1631 überstanden haben, und damit zu den ältesten Häusern der ehemals freien Reichsstadt. 1973 wurde sein Zustand als desolat bezeichnet. Gisela und Eberhard Rothermel haben das Haus erworben und so gründlich wie behutsam erneuert. – Die Gegenüberstellung der Zustände vor und nach der Wiederherstellung macht beides erkennbar: wie gründlich das Haus erneuert werden mußte – und wie behutsam die Eigentümer dabei vorgegangen sind. (Fotos: Eberhard Rothermel – links – und Christoph Morlok – rechts)

Wenn im folgenden deshalb hier und dort Zweifel anklingen, so drückt sich doch darin auch die Überzeugung aus, daß der Denkmalpfleger – der aus Profession wie der aus Neigung – bei seiner konkreten Arbeit immer nur ein Glied in einer unendlichen Kette flickt, die anderswo währenddessen schon wieder brüchig wird. Betroffenheit äußern und Anregungen weitergeben – mehr nicht will dieser persönliche Bericht über die Erfahrungen beim Umbau unseres Hauses in Isny.

Annäherungen

Begonnen hat es im Jahr 1973. Ich hatte eine Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbunds in Isny zum Thema «Stadtplanung» zu moderieren und



lernte dabei Hubert Krins kennen, der gerade im Tübinger Denkmalamt für die Betreuung des Kreises Ravensburg bestellt worden war. Dr. Krins machte mich bei einem Rundgang durch die Stadt auf deren Geschichte aufmerksam, und ich begann, meine Geburtsstadt, die ich in frühester Kindheit verlassen hatte und der ich seitdem nur bei beruflichen Gelegenheiten flüchtig begegnet war, wiederzuentdecken. Bei dem Spaziergang durch den ältesten Stadtbezirk beim Espantor lenkte der Denkmalpfleger meine Aufmerksamkeit auf ein graues, verwittertes Ungetüm von Haus: Darin befänden sich Wandmalereien und alte Holzdecken; möglicherweise handle es sich um ein ehemaliges Beginnhaus. Zu einer Besichtigung kam es nicht. Die Bewohner erwiesen sich in jeder Hinsicht als «verschlossen».

Offenbar erzielte die unbefriedigte Neugier anregende und nachhaltige Wirkung auf meine Phantasie. Fünf Jahre später, als ich wieder beruflich in Isny

zu tun hatte, forschte ich nach näheren und genaueren Informationen. Von Stadtarchivar Dr. Karl Friedrich Eisele erhielt ich über das Haus am Roßmarkt einige aufschlußreiche Hinweise: Es zähle zu den ältesten Wohngebäuden der Stadt, seine Erbauung werde auf den Schluß des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts angesetzt, in seinem Innern befänden sich Wandgemälde, die den hl. Georg und den hl. Christophorus darstellten. Das Haus sei jetzt im Besitz der Stadt. – Letztere Bemerkung weckte bei mir die Erinnerung, daß ich von Plänen der Stadtverwaltung gehört hatte, nach denen dieses Haus wegen seines trostlosen Zustands abgebrochen werden und an seiner Stelle ein Parkhaus errichtet werden sollte zur besseren Erschließung der nahegelegenen Fußgängerzone Espantorstraße.

Konnte, sollte man das verhindern? Es gelang mir erst jetzt, das Haus zu besuchen und gründlich zu durchstöbern. Der Stadtkämmerer, bewaffnet mit





Die Urkunde über die Verleihung des Peter Haag-Preises hebt weiter hervor, mit der Wiederherstellung dieses Hauses wurde – zumal in so unmittelbarer Nachbarschaft zur Fußgängerzone Espantorstraße – ein hervorragendes und bereits wirksames Beispiel für Stadterneuerung gegeben. Darüber hinaus wurden im Inneren zum Teil bekannte, zum Teil vergessene, zum Teil erst bei den Wiederherstellungsarbeiten an den Tag gekommene Bauteile wie Holzdecken und Wandmalereien gerettet und gesichert, die den historischen Rang dieses Baudenkmals mitbestimmen. Durch die Nutzbarmachung für Arztpraxis und Wohnung blieb dem geschichtreichen Hause eine nur museale Bewahrung und Nutzung erspart. (Fotos: Eberhard Rothermel – links – und Christoph Morlok – rechts)

etwa drei Dutzend großen Schlüsseln, ging vorneweg, der Denkmalpfleger und das frischgebackene Ehepaar Rothermel hinterher. Raum für Raum wurde erobert, ein Labyrinth von Korridoren und Treppen, Stiegen und Stufen durchwandert, gebückt unter engen Durchlässen traten wir abwechselnd in dunkle Zimmerchen und helle, fast saalartige Räume, vom Kellergewölbe stiegen wir bis hinauf zu den spinnwebenverhangenen Dachbodenverschlagen . . .

Wir hatten Feuer gefangen. In einem Brief an den Isnyer Bürgermeister erbot ich mich hochgemut, das Haus zu kaufen, für seine derzeitigen Bewohner (Obdachlose und sozial Schwache) eine neue Bleibe zu suchen, es dann nach allen Regeln der Denkmalpflege innerhalb kurzer Frist umzubauen und einer Nutzung zuzuführen, die unseren privaten Belangen sowie denen der interessierten Öffentlichkeit Rechnung tragen würde. Bürgermeister Benk signalisierte Wohlwollen, die Angelegenheit kam vor den Gemeinderat, fand dort Zustimmung; und bald ging

das Wunschobjekt gegen Zahlung einer angemessenen bescheidenen Summe in unseren Besitz über. Die Finanzierungsfragen überließ ich gern meiner energischen und nüchtern denkenden Frau, dafür umwarb und gewann ich den Isnyer Architekten Helmut Morlok, einen durch den Umbau des Rathauses in Isny in Sachen Denkmalpflege erfahrenen Mann, der sogleich ein Konzept entwarf, das unseren Vorstellungen ziemlich genau entsprach: Unser Haus sollte am Ende so aussehen wie vorher, nur eben mit einem frischen Anstrich versehen; genau so sollte das Innere erhalten bleiben, aber nach unseren Bedürfnissen wiederhergestellt werden. – Die Sache nahm ihren planvollen, aber – wie sich bald zeigen sollte – auch eigengesetzlichen Verlauf.

Entrümpelung

Winter im Allgäu: Die hügelige Landschaft wird vom Schnee zauberhaft verwandelt; in der engen Stadt nimmt sich das weniger romantisch aus, zer-



treterer oder von Autoreifen durchwühlter Matsch auf den Straßen, gesäumt von aufgeschaukelten Schneewällen. Unter solch widrigen Umständen sollte nach dem Willen des Architekten mit den Abbrucharbeiten am Roßmarkt begonnen werden. Baufirmen waren ja in jener Zeit (Ende 1978/Anfang 1979) langfristig mit Aufträgen eingedeckt, nur für die Wintermonate gab es beim einen oder anderen noch eine Lücke. Zu den Unbilden der Witterung kam die Skepsis der Handwerker: «Dieses alte Glump renovieren? Lieber gleich abreißen und neu bauen!» Ich erinnere mich, daß es mir manchmal peinlich war, jemanden zur Besprechung ins Haus zu bitten – der Architekt meinte sogar allen Ernstes, man müsse erst einmal den Kammerjäger vorausschicken. Die leichteren Aufräum- und Abbrucharbeiten im Innern machten meine Frau und ich mit tatkräftiger nachbarlicher Hilfe in eigener Regie.

«Entrümpelung» nennt man das ja – ein die Sache entwürdigender Begriff, der überdies mit fatalem Beigeschmack aus Vorkriegs- und Kriegszeiten behaftet ist: Mit jedem Gegenstand, der hinausbefördert wird, verliert das Haus ein Stück Authentizität. Ausgebrauchte Kohleöfen, rostige Wasserleitungen, defekte Stromkabel, von den ehemaligen Bewohnern zurückgelassene Möbel, morsche Dielen, zerbrochene Fenster, eine vor langer Zeit verlorene Münze . . . Geschichte kommt auf den Abfallhaufen. –

Einmal ging ich mit einem Bekannten durch die Räume des Hauses und suchte bei jeder Tür nervös und ungeduldig den passenden Schlüssel. Ich wurde beruhigt: Wenn alles fertig sei, hätte ich ja nur noch einen einzigen, einen Universalschlüssel. Genau das wollte ich nicht, und doch sollte es beinahe so kommen – manches scheint unabwendbar.

Mit Sentiment allein läßt sich auch Denkmalpflege nicht betreiben. Trotzdem räumte ich zunächst alles beiseite, was irgendwie danach aussah, als ob ich es im renovierten Haus wiederverwenden könnte: Alte Holzvertäferungen an den Wänden, Bretter von den Böden, Holzdecken, alte Türen mit verziertem Beschlag, Fenster mit handgezogenen Scheiben . . . bis hin zu einem morschen Kufenuntersatz für's Fahrrad, einer tönernen Schüssel oder einer Anzahl bauchiger Glasflaschen; immer getragen von dem Gedanken, damit den Geist des Hauses hinüberretten zu können, so wie er sich in seinen kleinen Details manifestiert, in den unscheinbaren aber doch zum harmonischen Ganzen gehörenden Versatzstücken seiner jahrhundertealten Geschichte.

Vierzehn Tage später: Das Haus ist ausgeräumt. Die Schätze sind an einem sicheren Ort geborgen, der Rest entweder auf der Müllhalde oder als fünf Meter hoher Stapel morschen Holzes auf dem städtischen Bauhof. Am Funkensonntag 1979 verhalten die Bretter vom Roßmarkt der Stadt zu einem der prächtigsten Funken des Allgäus. – Die ersten Handwerker sind an der Arbeit.

Archivalisches

Wer ein altes Haus erwirbt, um es umzubauen und zu bewohnen, der interessiert sich für dessen Geschichte. Im Fall des Hauses am Roßmarkt begann die Spurensuche am Gebäude selbst. *Solange fest steht Grat und Grund – stürzt brandend auch das Alte – Bleib fest, Bleib fest, du grauer Bund, Freiheit in der Welt – Wohl haben Herren den Bund erdacht – Doch Bauernblut gibt ihm die Macht:* So stand es, eher zu errahnen als zu lesen, auf einem gemalten Spruchband, das sich über die beiden vom Platz her einsehbaren Fassaden zog. Angebracht worden war es am Ende des letzten Jahrhunderts von Jakob Anton Biart. Nach ihm hat das Haus in den einschlägigen Kunst- und Denkmalführern auch seinen Namen: *Das Biartsche Haus*. Wer dieser BIART war, das wissen heute noch einige der Nachbarn am Roßmarkt: Ein Schweizer, Käser von Beruf, der mit 24 Jahren nach Isny kam, um in dem Haus sein Handwerk zu betreiben. Als stolzer Eidgenosse, der er offenbar war, brachte er nicht nur den Spruch an der Fassade an, sondern bemalte auch gleich noch sämtliche Klappläden mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund – seinem Landeswappen. Außer dieser ebenso ungewöhnlichen wie originellen Renovierungsarbeit gibt es anscheinend nichts über den Mann zu berichten. Er hat übrigens auch nur ein paar Jahre in dem Haus gewohnt, genug jedoch, um ihm bleibend seinen Namen zu geben.

Die weitere Spurensuche führte dann ins Stadtarchiv. Hier ist ein Glücksfall für die bei uns eher vernachlässigte Hausforschung zu verzeichnen: Dr. Karl Friedrich Eisele und seine Mitarbeiterin Margarete Stützle sind schon seit Jahren dabei, Gebäude für Gebäude aus Vergangenheit und Gegenwart der ehemaligen freien Reichsstadt zu katalogisieren. So saß ich denn in jeder freien Minute, während hundert Meter weiter im Innern des kalten Hauses Erdreich mühsam herausgeschaufelt, Wände abgebrochen und Fundamente unterfangen wurden, mit glühenden Ohren vor dickleibigen Ratsprotokollen, Contract-, Grund- und Feuerversicherungsbüchern und übte mich, unterstützt von den Fachleuten, in der Kunst des Entzifferns alter Handschriften. Aus diesen Dokumenten wollte ich eine lückenlose Geschichte des Hauses von der Zeit seiner Erbauung an herauspressen; allein mein amateurhafter Übermut wurde nach und nach gedämpft, am Ende meiner Suche nach der Vergangenheit hatte ich nicht viel mehr als folgende Hinweise in der Hand:

- 1620: Der Stadt Behausung, darin der doctor medicinae ist
- 1640: eines ehrsamten Rats Behausung
- 1670: Predigerhaus, so derzeit Herr Prediger Abel Rentz bewohnt
- 1723: Deutsche Knabenschul
- 1761: dem Hans Jakob Steube, Metzger, verkauft
- 1782: Johann Michael Heinzelmann, Weißgerber
- 1793: Lucas Schmid, Blätterbesetzer
- 1831: Ignaz Hermann, Wachszieher
- 1833: Generos Mayer, Spritzenmacher
- 1839: Josef Anton Hug, Rotgießer
- 1879: Jakob Hiestand, Tagelöhner
- 1883: Gebrüder Mennel, Käsefabrikanten
- 1888: Jakob Anton Biart, Käser

Ein nicht üppiges Faktengerüst, aber doch genug, um weiterzuforschen. Da ist die erste Jahreszahl: 1620. Weiter zurück gehen die Contract-Bücher in Isny nicht. Dieser *doctor medicinae* – gab es damals, zu Beginn des 30jährigen Kriegs, mehr als einen Arzt in der Stadt? In der Spechtschen Chronik von 1750 wird ein Arzt genannt in der Liste jener Bürger, deren Häuser der verheerende Stadtbrand von 1631 verschont hat. Dagegen schreibt der Leutkircher Chronist Furtenbach: *Es ist sich meistens zu verwundern, daß der Höchste den dreien Herren Evangelischen Predigern, den dreien Herren Bürgermeistern und Herrn Stadt-Amann ihrer Behausungen und etwan 48 meistens gar schlechte und mit Landern gedeckte Häuser vor einem solchen erschrocklichen Feuer so gnädig erhalten.* Von einem *doctor* ist nicht die Rede.



Barocke Rankenmalerei; unmittelbar rechts daneben – kaum zu erahnen – Reste figürlicher Darstellungen.
(Foto: Eberhard Rothermel)

Wiederum im Isnyer Contract-Buch wird 1640 ein *ehrsamer Rat* als Bewohner festgehalten, eine Generation später der protestantische Pfarrer Rentz . . . Wie dem auch sei, das Haus beherbergte offenbar keine Handelsherren, es läßt sich nicht in die Gruppe der Isnyer Patrizierhäuser einordnen, von denen die Stadt ja heute noch eine ganze Reihe aufzuweisen hat und die auch in Gestalt und Funktion schon des öfteren beschrieben worden sind. Unser Haus hat sein heutiges Aussehen wohl erst später erhalten. Der ursprüngliche Bau – darauf weist auch der architektonische Befund – dürfte der heutige südöstliche Teil gewesen sein, ein schmales, zum Teil bis unter das Dach massives wohnturmähnliches Steinhaus, das im ersten Drittel des 18.

Jahrhunderts für die neue Nutzung als Schulhaus und Lehrerwohnung zum heutigen Roßmarkt hin erweitert wurde. Wiederum eine Generation später geht das Stadthaus dann in private Hände über und erlebte nun eine bunte Reihe rasch wechselnder Bewohner: Metzger, Weißgerber, Blätterbesetzer (d. i. Pflasterer), Wachszieher, Rotgießer und schließlich Käser – sie alle bauen das Haus ständig nach ihren Bedürfnissen um, setzen Gerberfässer ein, vergrößern die Feuerstelle im Innern ohne Rücksicht auf tragende Holzbalken, installieren Rührmaschinen und Eiskeller und brechen alles wieder ab, immer unter Hinterlassung von Spuren, an denen man mit einiger Phantasie Lebens- und Arbeitsweise der Bewohner ablesen kann.

Chronologie des Hauses und seiner Bewohner – ich habe immer noch die Hoffnung, daß hieran gleichsam wie in einem Brennspiegel die schon oft geschilderte, aber lückenhafte Geschichte – vor allem die Sozialgeschichte – der Stadt Isny exemplarisch veranschaulicht werden kann.

Renovation

Der Umbau machte Fortschritte. Das Dach war weg, die Zwischenwände, die Böden – ein trauriger Anblick. Aber immer noch hatte das Haus sein unverwechselbares Gepräge nicht verloren. Die Frage war nun: Wie kann im Detail renoviert werden, so, daß diese Erneuerung über die bloß optische Wiederherstellung hinaus auch den «Geist» des Hauses lebendig erhält? Aus dem Archivstudium hatte ich eine für mich beruhigende Schlußfolgerung gezogen: Wie auch immer das Haus im einzelnen bewohnt und benutzt worden war – die Geschichte des Hauses ist wesentlich auch die Geschichte seines Umbaus, seiner wiederholten Veränderungen und Anpassungen. Insofern befand ich mich in einer guten Tradition. Heute umbauen heißt zunächst einmal, mit einer schier übermächtigen Schar ganz unterschiedlicher, oft gegensätzlicher Interessenvertreter sich auseinanderzusetzen. Der Architekt will, bei aller noblen Verpflichtung dem Denkmalschutz gegenüber, dem Ganzen seinen ästhetischen Stempel aufdrücken. Der Denkmalpfleger will, daß möglichst alles so bleibt wie es ist, bei jedem Zugriff wittert er Zerstörung. Der Mann von der Stadtverwaltung will mitsprechen, er braucht vielleicht ein Stück Grund zur Erweiterung seines Gehwegs. Der Finanzbeamte fragt, ob die Wohnungen auch in sich abgeschlossen sind und ob die zulässige Wohnfläche nicht überschritten wird. Der Geldgeber redet vom «Verkehrswert» und zieht bei der Hypothekenberechnung gleich mal einiges ab, weil ein Denkmal sich im Fall der Fälle eben schlecht verkaufen lasse. Dem Maurer ist eine Wand zu brüchig, dem Gipser wiederum zu bucklig, dem Zimmermann ist das Dach zu schiefwinklig, die Nachbarn schimpfen über Lärm und Dreck, der rastlose Bauleiter bekommt eine Dauererkältung – kurz: Das ganze Vorhaben stellte sich schlicht als eine Zumutung für alle Betroffenen dar. Außer für uns «Bauherren» – welch eine übertreibende Bezeichnung! Denn: hier Herr der Lage zu bleiben, war mitunter nicht mehr als ein Wunschgedanke. Da half nur, trotz allem unbeirrbar am Renovierungskonzept festzuhalten.

Über die unumgänglichen Maßnahmen gab es keine Diskussion:

Ein neues, besser isoliertes Dach mußte auf das Haus. Das zog Massivdecken im Innern nach sich, die mit Stahllankern die stärker belasteten Außenmauern festhalten. Durch diese aufwendigen statischen Sicherungen waren wir aber auch wiederum frei in der Gestaltung der Innenräume. Und die, so hatten wir festgelegt, sollte sich möglichst genau an den ursprünglichen Zustand halten: Auch heute noch ist die Anordnung und die Größe der einzelnen Räume ebenso wie die der Fenster und Türen so wie vor dem Umbau. Beim Richtfest im Sommer 1979 zeichnete sich schon deutlich die neue – besser: die erneuerte – Gestalt des Hauses ab. Jetzt kam es zum endgültigen Stimmungsumschwung bei den Beteiligten. Jeder hatte anschaulich vor Augen, daß das alte Gebäude doch nicht so ein hoffnungslos «altes Glump» war wie es zunächst den Anschein gehabt hatte. Es lohnte sich weiterzumachen, es machte sogar Spaß. Eine Art Bauhütten-Atmosphäre breitete sich aus: Gegenseitiges Überzeugen statt stures Beharren und Tatsachensetzen, Voneinander-Lernen statt der sonst üblichen Taktik des mehr oder weniger sanften Übers-Ohr-Hauens. Erfolgreich (und mit oft wechselnden Verbündeten!) wurde so etwa ein zäher Kampf geführt – gegen rechte Winkel und für Beibehaltung der schiefen Ecken und Nischen im Haus, gegen Einebnung der abwechslungsreich gliedernden Geschoßebenen und für maßstabgerechte Gestaltung; des weiteren dann auch gegen Teppichböden und für unglasierte Fliesen- und unversiegelte Bretterböden, gegen Vorhangschiene und für einfache eiserne Stangen, gegen luxuriöse sanitäre Einrichtungen und für schlichte, aber um so funktionsfähigere Gebrauchsgegenstände. Jener neue Zweig der Bauindustrie, der damals schon und heute noch weit mehr den Markt überschwemmt mit «rustikalen» Versatzstücken aus der Abteilung «Altbausanierung», sollte in uns keine Abnehmer finden.

Im Juni 1980 schließlich, anderthalb Jahre nach Baubeginn, ging dieser gemeinsame Ritt über den Bodensee ohne größere Einbrüche glücklich zu Ende.

Kunsthistorisches

Ein Haus, das ein paar hundert Jahre auf dem Buckel hat, von dem man die Namen einiger Bewohner kennt und die amtlichen Notierungen einiger Umbaumaßnahmen – das ist noch lange kein «Denkmal». Leider. «Überzogen» wird heute gern jede Aktivität der Denkmalschützer genannt, die sich nicht nur auf die Präsentations- und Repräsentationsobjekte, sondern auch auf die unscheinbaren Zeugnisse unserer Vergangenheit richtet. Ich bin froh,

daß unser Haus als Denkmal eingestuft worden ist (so blieb es erhalten), wenn ich auch meine Zweifel habe, ob dies aus den richtigen Gründen heraus geschehen ist.

Der wissenschaftliche Restaurator Dr. Hans-Dieter Ingenhoff hat im Jahr 1973 im Auftrag des Landesdenkmalamts das Gebäude gründlich untersucht und ist zu folgendem Ergebnis gekommen: Im 1. Obergeschoß ist eine spätgotische Holzdecke, als Tonne ausgebildet, erhalten geblieben. Sie ist mit vier halbkreisförmig profilierten Langhölzern versehen, die sich gegen die Mitte und die Enden quadratisch verbreitern. Als «gotische Täferstube» und «Kapelle» hat das Zimmer Eingang in die Heimatliteratur gefunden. Diese Decke dürfte dem späten 15. Jahrhundert angehören, während das Haus selbst früher erbaut sein kann, möglicherweise zu Beginn

des 15. Jahrhunderts. Im Erdgeschoß des Hauses befinden sich in einem einfachen rechteckigen Raum mit Flachdecke zwischen zwei übereck liegenden Fenstern Wandmalereien, die schon früher als Christophorus und Georg gedeutet wurden. An den übrigen Wänden traten Rankenwerkmalereien mit Früchten zutage. Es sind Seccomalereien auf Kalkputz. Durch eine spätere Teilung des Raums haben die Malereien z. T. stark gelitten. Der eine Teil des Raums zeigt unter Tapeten und vielfachen Kalkschichten relativ gut erhaltenen Bestand, während der andere an der Oberfläche der Malereien starke Schwärzungen aufweist. Was die Datierung der Teilaufdeckung betrifft, so sind die Malereien etwa um 1460 – 80 anzusetzen. In diesem Zusammenhang ist die ursprüngliche Verwendung des Hauses interessant. Die Darstellung der Heiligen und die über große Flächen hinweggehende ornamentale Malerei gibt

Nach der Renovierung: Ornamentale Wandmalerei, wohl aus der Entstehungszeit des Hauses. (Foto: Gregor Mahn)



zu der Vermutung Anlaß, daß es sich hierbei um die in jener Zeit mehrfach anzutreffenden Beginenhäuser handelt. Das Haus am Roßmarkt dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach ein solches Beginenhaus gewesen sein. Aus diesem Grund ist das Bauwerk – trotz seines desolaten Zustands – für die Geschichte der Stadt von besonderer Bedeutung. Ein Beginenhaus in Isny? Ich habe trotz ausgiebigen Nachforschens mit Hilfe des Archivars Dr. Eisele keinen Hinweis finden können, der diese These erhärtet hätte. Es gibt auch spätgotische holzgeschnitzte Decken und Wandmalereien in profanen Häusern, wenn auch nicht, oder nicht mehr, in der näheren Umgebung von Isny. Deutung der Wandmalereien als die Heiligen Christophorus und Georg? Als ich das Haus zum ersten Mal eingehend besichtigen konnte, waren diese Malereien schon so ruinös, daß eine Bestätigung nicht mehr möglich war. Wir ließen gleichwohl auch die übrigen Wände in diesem Raum freilegen (wie wir natürlich auch darauf achteten, ob beim Putzabschlagen in den anderen Räumen nicht weitere künstlerische Zeugnisse zutage träten), um ein Gesamtbild zu gewinnen. Im wesentlichen wurden dabei die allgemeinen Untersuchungsergebnisse von Dr. Ingenhoff bestätigt: Neben den schon genannten figürlichen Maleereien gab es im gleichen Raum an einer Wand noch zwei weit ausladende rote Ranken und auf einer anderen zierliches, schwarz-rot-grün-orange gehaltenes ornamentales Rankenwerk.

Was tun mit dieser bedeutenden, aber ruinösen Pracht? Jeder kunstsinnige Restaurator hätte seine Freude daran gehabt, uns einen Heiligen an die Wand zu malen – Vorbilder dafür gibt es genug. Auch die stilistisch unterschiedlichen Rankenmotive hätten wieder zu neuem Glanz gebracht werden können. Aber eben dieses wollten wir nicht. Wir entschieden uns, im Einvernehmen mit dem Denkmalamt, das noch ein weiteres Gutachten dafür hatte erstellen lassen, zu einer anderen Lösung: Wir ließen die figürlichen Rudimente und die ebenfalls stark beschädigten großen Ranken wieder von Hand unter Putz legen – gesichert für die Nachkommen, die vielleicht eine andere Auffassung von Denkmalpflege haben. Einzig die vierfarbigen Rankenmalereien, die sich über eine Wandhälfte hinziehen und die nur geringfügig durch eine offensichtlich später versetzte Tür beschädigt sind, ließen wir frei (frei aber auch von Ausbesserungen und Konservierungen); sie können nun, in dem wiederhergerichteten und neu genutzten Raum, um so besser ihre Wirkung entfalten.

Ich bin übrigens nicht traurig, daß der Nachweis der Denkmalwürdigkeit unseres Hauses auf etwas unsicherem Boden steht, soweit er sich allein auf die

Vermutung stützt, es handle sich um ein Beginenhaus. Dafür birgt es genügend andere Elemente, die seinen wenn auch bescheidenen Rang begründen. Vor allem aber ist es, so meine ich, die Summe all dieser alten Elemente, ihr harmonischer Zusammenklang mit dem Neuen, worin sich heute der ästhetische Reiz ausdrückt. Das Alte wird nicht herausgeputzt, nicht geschminkt und bewahrt so seine Würde – dies wollten wir erreichen.

Leben in einem alten Haus

Anderthalb Jahre bewohnen wir nun unser Haus. Wir: Familie mit zwei Kindern und Haushaltshilfe auf 150 Quadratmetern im Obergeschoß, im Erdgeschoß noch einmal die gleiche Fläche, die meine Frau als Arztpraxis nutzt. Das luxuriöse Raumangebot muß erstiegen und erlaufen werden. Wenn das Telefon klingelt, werden Marathonleistungen erfordert. Mancher Putzlappen hat sich schon aufgescheuert an den rohen Fliesen. Es knarrt manchmal, wenn man über den Bretterboden läuft. An der leicht buckligen Außenwand setzt Schmutz vom herab rinnenden Regen an. Mehr bringe ich nicht auf die Minusliste unseres Hauses. Die obligatorischen Fragen nach Wärmedämmung und Pflegeleichtigkeit muß ich positiv beantworten. Es gibt jetzt noch viel zu tun in diesem Haus und das wird auch so bleiben. Was nur herumsteht und nicht unserer Freude und dem Gebrauch dient, muß verschwinden, weil es unnötige Arbeit macht. Auf die Inneneinrichtung haben wir noch keine ausschweifenden Gedanken lenken können, sie soll mit unseren Bedürfnissen und Wünschen wachsen. «Die Zinsen sind hoch» . . . wir singen das Klagelied aller Häuslesbauer. Aber wir waren uns von Anfang an klar darüber, daß dieses aufwendige Projekt so etwas wie eine Lebensaufgabe ist. Eine, die uns nicht auffrißt, die uns aber bindet. Sie bindet uns an Geschichte, sie weist uns gleichwohl nach vorne.

Auch das sollte abschließend noch gesagt werden: Die Wiederherstellung des Hauses am Roßmarkt hat bei den Anliegern nachahmende Wirkung gehabt. Aus einem altehrwürdigen, aber vernachlässigten Stadtviertel ist mittlerweile ein Blickfang geworden – im Verein mit der unmittelbar benachbarten Fußgängerzone ein harmonisches Ensemble auch ohne übergreifenden Ensembleschutz. Wenn es so weitergeht, könnte das Allgäustädtchen Isny gerade in seiner eher strengen und schlichten Schönheit ein gleichwertiger Gegenpol zur bunten und barocken Nachbarstadt Wangen werden. Aber abgesehen davon: Es gibt überall noch Häuser, die aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt werden wollen –.

Denkmalpflege heute – Normalfall, Aufbruchstimmung oder Resignation?

Frank Werner

Das große Fragezeichen hinter diesen Schlag- und Reizworten – insbesondere dem der Resignation – weist eigentlich schon darauf hin, daß ich mich keineswegs in das riskante «Vabanquespiel» einlassen werde, fix und fertige Analysen, Thesen und Konzepte zum genannten Thema zu liefern. Dies gilt um so mehr, weil einerseits ja gerade die Preisträger den aktuellen Beweis dafür geliefert haben, wie sehr Denkmalpflege Bürger-, also Gemeinsache und Normalfall sein kann, und weil ich als denkmalpflegerisch institutioneller Laie von allen guten Geistern verlassen sein müßte, wenn ausgerechnet ich dem anwesenden Präsidenten der baden-württembergischen Denkmalpflege, Herrn Prof. Dr. Gebeßler, Patentrezepte und Strategien in Sachen Denkmalpflege liefern wollte. Aber so unantastbar steht diese Disziplin nun wieder auch nicht da, als daß wir uns leichtfertig allein an rhetorischen Westentaschen-, Salon- oder Sonntagsdenkmalpflegereien delectieren könnten. Sie werden aus diesem Grunde von mir mehr Fragen hören als Antworten, Fragen, die sich aus meiner Praxis als Bauhistoriker an die Kollegen von der Denkmalpflege und – nicht zu vergessen – deren Dienstherrn – richten. Sie werden dabei mit manchem Positivem und Negativem konfrontiert werden, ja vielleicht sogar mit Ketzerischem – weil ich ganz einfach glaube, daß gerade Veranstaltungen wie diese weniger der Selbstweihräucherung als vielmehr der Diskussion dienen müssen.

Und diese Diskussion ist um so leichter zu führen, als man beim Thema «Denkmalpflege heute» doch eigentlich keine Trübsal zu blasen bräuchte. Aus der Retrospektive 1971 bis 1981 heraus hat sich doch vieles zum besseren gewandelt. Die Baggermentalität im kleinen und die infrastrukturelle Wachstumseuphorie von Stadt- und Landesplanung im großen haben doch einer behutsameren Einstellung gegenüber dem historischen Erbe Platz gemacht. Parallel hierzu haben die vielzitierten Grenzen des Wachstums, die wachsende Unwirtlichkeit unserer Lebensräume, wirtschaftliche Rezessionen, diverse Öko-Schocks und eine zunehmend rückwärtsgerandete gesellschaftliche Grundhaltung bewahrende Aktivitäten gefördert. Dennoch wäre es – so meine ich – um unsere Denkmalpflege schlecht bestellt, wenn sie allein auf einer allgemeinen Verweigerungshaltung gegenüber Gegenwart und Zukunft aufbauen müßte. Nein, relativ unabhängig von derartigen Phänomenen hat die Denkmalpflege

mit ihren Partnern selbst die Initiative ergriffen. Neue Denkmalschutzgesetze der Länder, das Denkmalschutzjahr, die europäische Kampagne zur Stadterneuerung, die angestrebte Europäische Konvention zum Denkmalschutz oder die Kampagne zum Schutz des architektonischen Erbes auf dem Lande und ein zunehmendes Bewußtsein bei Privatleuten, all das ist zweifellos auf der Habenseite zu verbuchen. Parallel zu staatlichen Maßnahmen wie denen des Städtebauförderungsgesetzes wurden die zuvor gewonnenen institutionellen Konventionen vor Ort in Kleinarbeit untermauert. Inventarisierung, Listenerfassung, Kooperation bei Satzungsvorschlägen, die inzwischen oft kopierte Verkaufsaktion für Kulturdenkmale und vieles andere mehr wäre hier anzuführen. Die Erfolge dieser Arbeit sind allenthalben sichtbar. Und wie immer stellt sich dort, wo Erfolg in breitem Maße wahrnehmbar wird, auch Kritik ein. Während den einen die Maschen des bewahrenden Fangnetzes der Denkmalpflege schon viel zu eng sind, sind sie den anderen in der Realität noch so weit, daß immer noch Jahr für Jahr unersetzlicher Architekturbestand dem Abbruch zum Opfer fällt. So ergibt sich das einigermaßen konträre Bild, daß eine Institution, die endlich aus ihrem Dornröschenschlaf aufgewacht, die somit im guten Sinne des Wortes zeitgemäß geworden ist, die längst verlorengeglaubtes Terrain zurückgewonnen hat – kurzum, daß eine Institution, deren Arbeit eben dabei ist, zum Normalfall zu werden, bereits wieder substantiell angegriffen wird.

Die Angriffe kommen dabei – teils zu recht, teils zu unrecht – aus den unterschiedlichsten Richtungen. Am stärksten hat mich in diesem Zusammenhang ein Disput erschüttert, der kürzlich in einer Fachzeitschrift zwischen dem greisen Berliner Bauhistoriker Julius Posener und dem jungen, engagierten Kunsthistoriker Dieter Hoffmann Axthelm ausgetragen wurde. Axthelm plädierte dort auf sehr ernsthafte – will sagen auf nicht leichtfertige – Art für die Abschaffung jedweder Denkmalpflege. Sie schaffe – so Axthelm stark verkürzt wiedergegeben – sie schaffe nichts als Scheinwelten und Enklaven für die Flucht aus der rauhen Warenverwertungsgesellschaft in die Idylle vorindustrieller Welten. Denkmalpflege – so Axthelm weiter – sei mithin entweder allgemeiner Luxus (z. B. angesichts sinnloser Nutzungen wiederhergestellter Gebäude und angesichts vergeudeter öffentlicher Gelder) oder indivi-



dueller Luxus solcher, die sich diese beschauliche Flucht aufgrund ihrer Finanzkraft leisten können. Nach Axthelm ist Denkmalpflege denn auch über weite Strecken nichts anderes als eine Faksimilierung großbürgerlicher Welten für teilweise ganz konträre Nutzungen. Denkmalpflege – und damit meint Axthelm sowohl Institution als auch geschützte, bzw. instandgesetzte Objekte – Denkmalpflege habe folglich keine Daseinsberechtigung mehr. Historische Bauten seien mithin als didaktisches Lehrmaterial bzw. als Abbildung auf Mikrofilm besser aufgehoben als realiter in einer Umwelt, die immer stärkerem Veränderungsdruck unterworfen ist. So wenig ich hier aus Zeitgründen all diese Thesen im einzelnen widerlegen kann, so sehr bedrückt mich eigentlich die innere Logik dieses Denkgebäudes, die da lautet: Denkmalpflege hat eigentlich keinen Platz mehr in unserem westlichen Selbstverständnis von gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Progression. (Daß dem durchaus so sein kann, habe ich kürzlich in den Vereinigten Staaten von Amerika erfahren müssen, wo ich wiederholt zu Diskussionen mit Denkmalpflegern eingeladen

wurde. In den USA ist die Denkmalpflege nämlich trotz einer Reihe von einschlägigen Gesetzen tatsächlich nur geduldet und muß in Konfliktfällen stets dem Faktor Wirtschaft weichen. Und selbst dort, wo sie geduldet wird, akzeptiert man sie nur so lange, wie sie wirtschaftliche Belange fördert und nicht behindert – von sozialen ganz zu schweigen.) Ein weiterer, weit harmloserer Einwand zum Normalfall Denkmalpflege richtet sich gegen deren vermeintliche oder reale L'art-pour-l'art-Attitüden. Also eher eine ästhetische Dimension! Man wirft den Konservatoren des öfteren Erhaltung um jeden Preis (auch des esoterischsten!) und Verschönerung bzw. Beschönigung um jeden Preis vor. Andere, die meist Betroffene in Sachen Denkmalpflege sind, lehnen diese als dirigistisches, staatliches Planungsinstrument (schön, wenn dem so wäre), bzw. als unverhältnismäßigen Eingriff in die Privatsphäre des einzelnen ab – ein Punkt, auf den ich später noch zu sprechen kommen werde.

Die schwerwiegendsten Attacken haben in der Vergangenheit jedoch schließlich jene geritten, von denen man das vielleicht am wenigsten erwartet hätte:



Das von Brigitte und Arthur L. Thomas vor dem Abbruch bewahrte und wiederhergestellte Haus Espachstraße 85 in Weilstetten (Stadt Balingen), auch Bühlburg genannt. Es handelt sich um den Rest einer ehemaligen Hofanlage. Charakteristisch sind die Übergangsformen des Fachwerks (vgl. die beiden Giebelseiten!) und das Krüppelwalmdach. Nach der sorgfältigen Erneuerung ist das Haus Wahrzeichen und herausforderndes Beispiel für die gesamte Ortschaft. (Foto links: G. Schneider, rechts: privat)

die Politiker nämlich. Da wäre einmal die Initiative des Stuttgarter Oberbürgermeisters Manfred Rommel zu nennen, die Denkmalpflege zu kommunalisieren. Auch wenn ich es für außerordentlich sinnvoll halte, die Gemeinde- und Stadträte als Volksvertreter mit in denkmalpflegerische Diskussionen einzubeziehen (was heute eh meist der Fall ist), bleibt höchst fraglich, wie weit potentielle Betroffene qualitative Urteile über Vorgänge machen können, die sie ja eventuell eigentlich erst zu richtigen Betroffenen machen? Das wäre in etwa so, wie wenn man den Patienten über die Qualität seiner eigenen Therapie, den Delinquenten über das Maß seines eigenen Urteilsspruches abstimmen ließe.

Und erst jüngst hat in Freiburg ein weiterer Politiker, der baden-württembergische Innenminister Roman Herzog auf der Jahrestagung der Denkmalpfleger aus der ganzen Bundesrepublik Deutschland – wohl zur Freude vieler Politiker-Kollegen – vor einer Denkmalflut gewarnt und eine Beschränkung auf bestimmte Epochen, bzw. eine quantitative Einschränkung, auf jeden Fall also eine Einschränkung gefordert. Einschränkung gut, aber

wie? Sind nicht gerade Überlegungen, wie: so viele Denkmäler oder so viele Denkmäler, oder Denkmäler nur bis zu einem gewissen Stichdatum, oder Denkmäler aus dieser Zeit ja, Denkmäler aus jener Zeit nein –, stellen nicht alle Überlegungen dieser Art eine beginnende Pervertierung des Denkmalbegriffs dar? Denn werden da nicht dubiose historische Festschreibungsversuche avisiert? Und wird da nicht einer handfesten Geschichtsklitterung das Wort geredet? Zuerst waren's fast gar keine Denkmäler mehr, jetzt sind's auf einmal zu viele, und morgen? So als wenn Denkmalpflege allein eine quantifizierbare Angelegenheit und nicht eine kulturelle Option auf die Zukunft wäre. Mag da durchaus die Schreckensvision von einem allumfassenden Denkmalstaat, den wohl niemand ernsthaft will, im Spiel gewesen sein, das Bewahren des historischen Erbes als zwangsläufiges kulturelles Kontinuum in ein beliebiges Korsett zwingen zu wollen, grenzt an Barbarei. Die einzig denkbare Beschränkung der Denkmalpflege – die faktisch aber schon immer praktiziert wird – ist sicher die auf Qualität, und zwar nicht zwangsläufig auf die Qualität des

großen populären Objekts zuungunsten der vielen kleinen, sondern auf die Qualität des historischen Kontinuums vor Ort.

Was ich mit derartigen kritischen Positionen in Sachen Denkmalpflege andeuten wollte, war nichts anderes, als daß uns Denkmalpflege gesetzlich, institutionell und verfahrensmäßig zwar schon längst zum Normalfall verordnet worden ist, daß bei Politikern, Kunstwissenschaftlern, Konservatoren und Betroffenen aber noch lange kein Konsens darüber zu erwarten ist, was Denkmalpflege zukünftig eigentlich leisten kann und soll. Trotz aller Teilerfolge (wie z. B. der heutigen Preisverleihung) kann daher heute von einer allgemeinen Aufbruchstimmung sicher ebensowenig die Rede sein wie von tiefer Resignation.

Weitaus wichtiger erscheint mir aus diesem Grund die sachliche Diskussion um bestimmte Positionen, die die Denkmalpflege teils schon einnimmt, teils noch nicht besetzt hat, die sie aber auf jeden Fall in Zukunft tangieren werden. Da wäre sicher zunächst einmal die sehr heikle Wechselbeziehung Denkmalpflege und Politik zu nennen. Obwohl selbst eine staatliche Institution und somit der Loyalität verpflichtet, ist die Denkmalpflege in der Vergangenheit immer wieder in den Zwiespalt zwischen politischer Opportunität und besserer – weil sachlicher – Erkenntnis geraten. Loyalität und Neutralität haben sich dabei «erfreulicherweise» oft genug als Fiktion erwiesen. Das hat der Denkmalpflege aber lediglich verwaltungsintern den Ruf eingetragen, Staat im Staate, bzw. Amt im Amt sein zu wollen. Nach außen hin ist der positive Vorrang der inhaltlichen Entscheidung (die ja letztlich auch immer eine politische ist) vor den politischen Sachzwängen bislang viel zu wenig hervorgehoben worden.

Eine weitere Position, die diskutiert werden müßte, ist der Bereich der Didaktik und der Mitsprache. Wohl niemandem ist nämlich mit einer Denkmalpflege gedient, die sich ausschließlich rechthaberisch artikuliert. Wäre in diesem Zusammenhang nicht etwa auch eine Institution denkbar, die sich weniger als Autorität denn als Berater sieht? Und wäre es nicht beispielsweise auch denkbar, daß man sich partnerschaftlich verstärkt in einer Art «Selbsthilfedenkmalpflege» engagiert, ohne von Amts wegen dort eingreifen zu müssen? Dies gilt besonders für die große Masse der anonymen historischen Bausubstanz. Durch den Einsatz beratender Denkmalpflege gerade dort ließe sich nämlich unter Umständen eine sinnvollere Arbeitsteilung erreichen: die «große Denkmalpflege» wird vom Amt übernommen, die «kleine Denkmalpflege» verstärkt von Privatleuten mit fachlicher Unterstützung durch das

Amt. Dies würde natürlich eine etwas andere Amtsstruktur und eine andere Form von Kommunikation mit dem Bürger erforderlich machen. Mit dem Rückzug in Elfenbeintürme und der fachlichen Arroganz des «Alles-schon-Wissens» zeichnen sich jedoch in keinem Fall Zukunftsperspektiven ab. Ein äußerst schwieriges Kapitel stellt in diesem Zusammenhang auch das Verhältnis Bürgerinitiativen-Denkmalpflege dar. Nicht selten haben sich nämlich in den vergangenen Jahren gerade Bürgerinitiativen «denkmalpflegerischer» verhalten als die Denkmalpflege und somit den Eindruck erweckt, daß seitens der Behörde Desinteresse herrsche. Interessengruppen (darunter inzwischen selbst Hausbesetzern) ist es mitunter sogar gelungen, mehr für den Erhalt eines schützenswerten Gebäudes zu erreichen als dem eigentlich zuständigen Denkmalamt. Könnte man sich daher nicht vorstellen, daß Denkmalschützer bereits im Vorfeld solcher Initiativen verstärkt als Ansprechpartner tätig sind, bzw. daß derartige Aktivitäten nicht von Amts wegen argwöhnisch betrachtet, sondern bis zu einem gewissen Grade sogar regelrecht betreut werden? Das bedeutet unter Umständen natürlich auch inhaltliche Neuorientierungen in bezug auf Denkmalwürdigkeit, Denkmaleigenschaft und Denkmalaussehen. Und eben dies stellt die traditionelle Denkmalpflege vor nicht unerhebliche Probleme. Denn weshalb müssen Denkmäler eigentlich Anspruch auf Schönheit und Ewigkeit erheben? Hat nicht auch alte Bausubstanz – um es einmal ganz provokativ auszudrücken – irgendwann das Anrecht auf ihr eigenes Verschwinden? Ist Baugeschichte – authentisch gesehen – nicht ein ständiger Prozeß von Veränderung, An-, Um-, Ab- und Wiederaufbau? Wirken manche Denkmäler, die nicht altern dürfen – weil ständig unbewußt die für das Sozialprestige so wichtigen Neubaustandards und Reinlichkeitsansprüche auf sie projiziert werden – wie die Mumifizierung ewiger architektonischer Jugend? Gerade weil dem so ist, möchte ich an dieser Stelle einmal nachdrücklich für das alternde Denkmal plädieren, für eine Architektur, die nicht dem Diktat des Frischen und Neuen als Symbol von Ordnung und Wohlstand unterworfen ist. Denkmalpflege müßte in diesem Sinn über längste Zeiträume hinweg wahrscheinlich eher zu einem rotierenden System ständig abgehender – aber natürlich abgehender – und neu hinzukommender Bestände sein. Es sei in diesem Zusammenhang nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Präsident des baden-württembergischen Landesdenkmalamtes, Herr Gebeßler, schon vor geraumer Zeit auf all diese Probleme hingewiesen hat, als ausgerechnet er vor Konservie-



Die Burg Kalteneck in Holzgerlingen ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel einer Wasserburg, wie es hierzulande nicht allzu oft anzutreffen ist. Seit Jahrhunderten litt sie unter häufigem Wechsel der meist nur auf Nutzung des Gebäudes, kaum aber auf dessen Erhaltung bedachten Eigentümer. Ilse-Jean und Ernst Burckhardt haben Burg Kalteneck 1975 erworben und Zug um Zug – ausräumend und erneuernd – in eine Fassung gebracht, die dem ursprünglichen Zustand weitgehend nahekommt. Jetzt spiegeln sich wieder die massigen Mauern mit den charakteristischen Strebepfeilern im Burggraben, der zusammen mit der gesamten Anlage in die wiederherstellende Erneuerung einbezogen worden ist. So konnte der Gemeinde Holzgerlingen durch bürgerschaftliches Engagement ein Denkmal ihrer Geschichte zurückgegeben und bewahrt werden. (Foto: Friedr. Stampe)

rungseuphorien warnte und meinte, man solle auch noch zukünftigen Generationen Chancen für neue denkmalpflegerische Erkenntnisse einräumen. Damit wurde eben jene zeitabhängige Scheinperfektheit angezweifelt, der wir mittlerweile ganze Städte unterwerfen.

Dies setzt natürlich auch ein anderes Wissenschaftsverständnis der Denkmalpflege voraus, denn gründliche Inventarisierung des Bestandes und Präzisierung bauhistorischer Entwicklungen machen allein noch keine Wissenschaft aus. Restaurierungswissenschaften, wissenschaftliche Erforschung von Denkmalpflegekriterien und Erarbei-

tung von Denkmalpflegetheorien könnte man unter Umständen als erkenntnistheoretisch sicheres Terrain bezeichnen, die denkmalpflegerische Praxis sollte man dagegen aus diesem Bereich heraushalten. Ein wichtiges Desiderat stellt auch der Problembereich des sog. «Staddenkmal» dar, bzw. die Forderung nach einer Denkmalpflege als praktiziertem Städtebau. Wahrscheinlich ist dies inhaltlich sogar eines der heißesten Eisen, das die Denkmalpflege künftig ganz erheblich beschäftigt wird. Nun ist es keineswegs so, als ob man sich bislang überhaupt nicht mit dem Begriff des Staddenkmal auseinandergesetzt habe. Ganz im Gegenteil, die Denkmalpflege

hat den enormen Nachholbedarf auf diesem Gebiet beispielsweise dadurch zu kompensieren versucht, daß sie Begriffe wie «Ensemble» usw. sogar gesetzlich verankert hat. Für den Umgang mit vielen größeren Städten, die allerhöchstem Veränderungsdruck (mit zunehmendem Alter um so stärker) ausgesetzt sind, war dies ganz offensichtlich nicht ausreichend. Daher entsteht gerade in städtebaulichen Fragen nicht selten der Eindruck, als beschränken sich städtebauliche Aktivitäten der Denkmalschützer auf das bloße Reagieren auf Maßnahmen anderer. Wären aber nicht gerade auf diesem Sektor eigene Arbeitsgruppen denkbar, die städtebaulich-denkmalspflegerische Leitbilder für längere und kürzere Zeiträume entwickeln, die konservatorische Zukunftsprojektionen ausklügeln, die Analysen von Gefahrenzonen und dazugehörig Kataloge von Präventivmaßnahmen erarbeiten? Arbeitsgruppen nicht zuletzt, die sich der Sozialplanung annehmen, die bei allen Sanierungsmaßnahmen von entscheidender Bedeutung ist: Bewahrung des sozialen Milieus muß künftig deutlicher als ein Zweig des Ensembleschutzes erkannt und betrieben werden!

Voraussetzung für einen zukunftsorientierten Umgang mit dem StadtDenkmal wäre aber, daß eben nicht nur präzise historische Stadtentwicklungs- oder Substanz-Atlanten (also reine Erfassungsmaterialien) hergestellt werden, sondern daß Denkmalpfleger – über ihr gängiges Berufsbild hinaus – künftig auch als aktive Planungspartner unmittelbar in allen Planungsgremien einer Stadt mitgestaltend tätig werden könnten – also auch im Neubaubereich etwa als Stadtgestalter. Neu sind Gedanken dieser Art wahrhaftig nicht, denn bei unseren französischen Nachbarn wird ein rigoroses stadtplanerisches Mitspracherecht von Denkmalpflegern schon längst mit Erfolg praktiziert. Bei alledem sollte man sich jedoch auch hier hüten, den Stadtorganismus – wie das leider bei einigen frühen französischen Modellversuchen der Fall ist – als statisches, einmal für alle Zeiten festgeschriebenes StadtDenkmal definieren zu wollen. Denn die Resultate sind – wie allenthalben zu beobachten – weitaus problematischer als bei Einzelobjekten.

Ich habe bis jetzt versucht, vom verordneten «Normalfall Denkmalpflege» und dem Unbehagen daran, über voreilige Aufbruchstimmungen (denken Sie an die Warnung vor allzuschnellen Festlegungen) einen Faden zu spinnen, der keineswegs bei Resignation oder Verneinung endet. Im Gegenteil, faßt man kritische wie positive Argumente zusammen, dann werden durchaus Konturen möglicher Strategien sichtbar. Ich spreche dabei wohlgerne nicht von einer neuen Denkmalpflege, sondern al-

lenfalls von einer Anpassung bestehender Institutionen. So wäre doch durchaus eine moderne Denkmalpflege denkbar, die nicht stetig neue «alte» Denkmäler hinzugewinnt, sondern sich stärker der Fortschreibung des Denkmalbegriffs bis in die Gegenwart hinein widmet, auch dort neue Denkmäler akquisiert. Darüber hinaus müßte es eigentlich doch auch einen Weg geben, sich neuen inhaltlichen Herausforderungen zu stellen, wie z. B. der ökologischen Architektur, der sog. «Barfußarchitektur», der Industriearchitektur oder der großen Zahl neuer Bautypen, die in diesem Jahrhundert entstanden sind! Abhängig wären derartige inhaltliche Begegnungen allerdings von einer verstärkten internen und externen Diskussion um den gesellschaftlichen Stellenwert von Denkmalpflege. Und bei alledem dürfte die eigene Position nie apodiktisch werden, sondern müßte stets selbstkritisch überprüf- und korrigierbar bleiben. Denn dann könnte das Erhalten historischer Bausubstanz sich endlich der ganzen Palette kleiner bis spekulativer, präventiver, beratender, autoritärer, demonstrativer, oppositioneller oder intellektueller (noch dazu nichts kostender) Denkmalpflege bedienen.

Nun habe ich entgegen meinen guten Vorsätzen doch so oft «sollte, müßte, könnte» gesagt, daß das alles doch wieder nach «theoretisierender Besserwissererei» aussieht. Deshalb möchte ich schließen mit einigen ganz subjektiven Fragmenten, bzw. Wünschen, die ich als Bauhistoriker ganz persönlich an eine zukünftige Denkmalpflege zu richten hätte. Dürfte ich diese Wünsche einmal stichwortartig auflisten, so würde das in etwa so lauten:

Viel mehr Förderung von Privatinitiative («kleine Denkmalpflege» auch mit geringstem Aufwand; Beratung, Erfahrungsaustausch – Zentren, Handwerkerschulung).

Transparenz denkmalpflegerischer Ziele

Transparenz auch finanzieller Maßnahmen (gerade im Einfamilienhausbereich).

Das Sich-Kümmern um Nutzungen von Denkmälern, weil dieses mindestens genauso wichtig ist wie die eigentliche Pflege (Sicherung von adäquaten Nutzungen vor Eintritt des Denkmalpflegefalls erspart aktiven Einsatz der Fachleute).

Konzessionen an die «Altersfähigkeit» historischer Bauten. (Das heißt: Gebäude müssen altern dürfen; eventuell müssen sogar Veränderungen hingenommen werden, die nicht unbedingt im Sinne der Denkmalpflege sind.)

Keine statisch absolute Denkmalmeinung!

Weshalb diese subjektive Auflistung? Weil ich glau-



Burg Kalteneck, Holzgerlingen. Auch Hofseite und Garten lassen Einfühlung in das Charakteristische des Überlieferten und Sorgfalt bei der Erneuerung erkennen; das Fachwerk wurde nur zum Teil freigelegt und bildet nun einen reizvollen Gegensatz zu den verputzten Wänden. Der Brückenzugang – früher war die Burg durch eine Zugbrücke gesichert – mußte völlig erneuert werden; man verzichtete dabei auf nostalgische Nachempfingung und wählte eine schlichte handwerkliche Gestaltung. (Foto: Friedr. Stampe)

be, daß sich nach all den positiven aufholenden, aufarbeitenden Ansätzen des letzten Jahrzehnts eine neue Situation abzuzeichnen beginnt. Gesellschaft, Geschichtsverständnis, Wirtschaft und Architektur sind offensichtlich im Umbruch (ich habe gerade ein Buch darüber geschrieben). Denkmalpflege kann sich daher zur Bewältigung der Zukunftsaufgaben sicher nicht mehr allein auf das beschränken, was bis heute erreicht worden ist. Wahrscheinlich ist letztlich nur eine kreative Denkmalpflege, eine die unsicher, unperfekt ist, die zaudert und korrigiert, die Mut zum Risiko hat, wahrscheinlich ist nur eine derartige Denkmalpflege – so seltsam das auch klingen mag – in der Lage, der Vergangenheit weiterhin eine kontinuierliche Zukunft zu bieten. Daß dies möglich sein wird, darauf lassen Veranstaltungen wie diese in Isny aber bereits heute hoffen.

Zu ergänzen ist, daß auch 1981 die Übergabe des Peter Haag-Preises große Aufmerksamkeit und ein lebhaftes Echo gefunden hat. Gemeinde und Landkreis – vertreten

durch Bürgermeister Hubert Benk und Landrat Dr. Gunttram Blaser –, Abgeordnete und Gemeinderäte bekundeten ihr Aufmerken und würdigten den Peter Haag-Preis und die in diesem Jahr ausgezeichneten historischen Bauwerke; der Präsident des Landesdenkmalamtes Prof. Dr. August Gebefßer – der auch die Grüße der Landesregierung und des für die Denkmalpflege zuständigen Ministers überbrachte – ermutigte den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND fortzufahren in seinem konsequenten Bemühen um ein als bürgerschaftliche Aufgabe verstandene Erneuerung überlieferter Baudenkmale. Diese Ermutigung, solcher Zuspruch ist wichtig für den Fortbestand des inzwischen recht begehrten und angesehenen Peter Haag-Preises; nicht minder förderlich sind jedoch recht konkrete Hilfen, für die der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi K. Birn in diesem Jahr der Kreissparkasse Ravensburg-Isny, der Bausparkasse GdF Wüstenrot (Ludwigsburg), der Landesbausparkasse LBS (Stuttgart), der Landeskreditbank Baden-Württemberg (Karlsruhe) und dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband (Stuttgart) danken konnte.

Gestatten Sie mir eine persönliche Vorbemerkung zu dem Thema, das Sie mir gestellt haben: Ich war 15 Jahre Journalist in dieser Region für die Stuttgarter Zeitung und danach 12 Jahre Studioleiter des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen. Ich gestehe Ihnen, daß ich in beiden Funktionen weniger über die Bezüge Heimat und Region in den Medien nachgedacht habe, als vielmehr als Macher versucht habe, Heimat und Region mit ihren Problemen darzustellen: in der Zeitung, im Radio. Zum Reflektieren bin ich weniger gekommen, das ist auch nicht meine Stärke. Und wenn Sie jetzt von mir grundsätzliche Bemerkungen erwarten, dann haben Sie sich den falschen Redner ausgesucht. Chefdenker in Sachen Regionalität in den Medien gibt es inzwischen genügend. Die meisten haben sich selbst dazu ernannt. Ich bin keiner und werde es auch in den Jahren aktiver Programmarbeit, die mir noch bleiben, nicht werden. Ich will es auch nicht sein, denn – auch das bitte ich noch unter der Rubrik Vorbemerkung hinzunehmen – wir sind schon zu vielen falschen Propheten nachgerannt, die schnellzünftig, scharfzünftig und vermeintlich auch scharfsinnig waren. Wir, da schließe ich die Journalisten nicht aus.

Zum Thema Regionalisierung: es ist ein Modethema geworden. Man trägt es rechts, man trägt es links. Eine Kostprobe davon: *der neue Regionalismus ist als ein Kulturphänomen zu begreifen, für das wir den Ausdruck «Neue Bodenständigkeit» vorschlagen. Diese schlägt sich nieder im kulturellen und ideologischen Abgrenzungs- und Selbstbestimmungswillen ihrer Trägergruppen. Sei es auf Bauplätzen oder in städtischen Wohnungen und Wohnquartieren. Politisch ist die neue Bodenständigkeit dadurch brisant, daß sie dem Prinzip der Industriekultur den Krieg erklärt hat. Ihre historische Einordnung ist doppeldeutig: sie erscheint konservativ, wenn man der Gegenkultur das Element des technischen Fortschritts entgegenhält. Sie erscheint progressiv, wenn sie verkündet, Wege aus der Gefahr zu kennen, denen unser Planet ausgesetzt ist. Die Protestkultur der neuen Bodenständigkeit unterscheidet sich damit auch von der älteren ideologischen Kultur und ihrem utopischen Raumbezug. Freilich: auch in umfriedeten Hüttendörfern, auf besetzten Bauplätzen, auch in besetzten Häusern und alternativ bestimmten Stadtquartieren, werden heute Träume*

* Diesen Festvortrag hat Dr. Hubert Locher, Hörfunkdirektor des Südwestfunks, bei den Biberacher Tagen 1981 des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gehalten.

geträumt von einem Nirgendwo. Ich habe aus einem Manuskript einer Gemeinschaftssendung des Südwestfunks, des Süddeutschen und des Saarländischen Rundfunks unter dem Titel «Wieviel Heimat braucht der Mensch?» zitiert. Ein Zitat, das meiner Meinung nach Bände spricht. Und die eine Seite der Heimatlichkeit in der Diskussion darstellt. Die andere Seite, das ist Heimat mit stark romantischen Inhalten, mit Rückwärtsgewandtem.

Wie ist nun das Verhältnis der elektronischen Massenmedien zu diesem wiedererwachten Heimat- und Regionalbewußtsein? Welche Rolle spielen diese Faktoren unserer Lebensorientierung im Programm? Wie muß eine Programmpolitik aussehen, die regionale Bedürfnisse befriedigen will?

Da erscheinen mir zunächst ein paar skeptische Anmerkungen zu der Spannung zwischen Botschaft und Eigenart der Medien einerseits und den Leitbegriffen Heimat und Regionalbewußtsein andererseits angebracht. Der Einbruch vor allem des Mediums Fernsehen in unsere Lebensgewohnheiten hat uns zweifellos in vielem bereichert. Mit ihrer Anregungskraft und Fantasiebelebung haben die Medien die Fenster zur Welt noch weiter geöffnet und manche Scheuklappen beseitigt. Aber die Wirklichkeit der Medien ist eine Wirklichkeit aus zweiter Hand mit ihren eigenen Gesetzen. Wir sind längst nicht mehr so naiv, Fernsehen und Rundfunk mit Weitblick gleichzusetzen. Die dauernde Betrachtung des Fernen läßt die Versuchung in uns aufkommen, uns in unserem Sessel lässig zurückzulehnen und in Distanz zu den Vorgängen auf dem Bildschirm zu gehen. Was wir sehen, rückt uns nicht auf den Leib, berührt uns nicht unmittelbar. Es wird verdrängt durch Eindrücke, die im Grunde schwächer sind als das, was wir selbst erfahren, oder doch erfahren könnten, wenn wir uns nur bemühten. Ich bin sicher, daß sich jeder von uns noch an Menschen erinnert, die zeit ihres Lebens den ihnen gewohnten Umkreis nie durchbrochen haben, aber tatkräftig, gebildet, vielerfahren in ihrer selbst gewählten Beschränkung lebten. Ihre Geschichten, ihre Fantasie, ihre Urteile waren durchaus nicht kleinkariert, eher selbstbewußt und lebenssicher. So gestehe ich für mich z. B. gerne ein, daß mein Urteil über die Welt des Bauern durch einen Bauern in meiner Nachbarschaft geprägt worden ist, der all das war, was ich eben zu beschreiben versuchte. Heute dagegen ist es so, daß wir – dank dem Fernsehen, dank dem Rundfunk, dank den Zeitungen – sehr viel von der Welt

kennenlernen, dies aber so kunterbunt überfordert und damit unbetroffen zur Kenntnis nehmen. Flüchtigkeit ist gewissermaßen der Verkehrston, in dem die Massenmedien sich mit uns abgeben. Anstatt uns zu engagieren, halten wir uns fern. Gewöhnung an Flucht kann vor dem Bildschirm eingeübt werden. Bequemlichkeit, auch letztlich unverschuldet, kann Folgen haben, die dem Selbstbetrug des Zuschauers und Zuhörers nahekommen.

Wenn ich dies alles so kritisch aneinanderreihe, so will ich keineswegs einer hinterwäldlerischen Lebensweise eine Lanze brechen, sondern nur schlicht auf die Problematik der scheinbar so einflußreichen Medien aufmerksam machen. Sie können unser Leben bereichern, aber auch die Nabelschnur mit unserer Umwelt abbinden und blockieren.

Je mehr Medien wir durch die Entwicklung der Medien-Technologien in den achtziger Jahren bekommen werden, um so mündiger und selbstbewußter müßten wir mit der Flut der Angebote umgehen lernen, um so gewissenhafter unser Verhältnis zu den Medien bestimmen. Nehmen wir die Region in der ich jetzt spreche: Sie empfangen jetzt schon mindestens acht Fernsehprogramme. In der Luft und mit einer einfachen Antenne zu erreichen sind außerdem mindestens 15, wenn nicht gar 20 Hörfunkprogramme. Und wir planen jetzt bereits eine weitere Programmvermehrung über Satelliten, die Ihnen mindestens zwölf weitere Hörfunkprogramme, von der Fülle der Fernsehprogramme ganz zu schweigen, bringen wird. Und schließlich wird ja auch noch über privates Kabelfernsehen diskutiert, über Bildplatten, Kassetten – die totale Medienwelt kündigt sich an. Wieviel Türen für neue Reize und Eindrücke öffnen wir dadurch! Beschleunigen wir damit nicht Heimatlosigkeit und kulturelle Entfremdung? Sind sich die Medienpolitiker dessen bewußt? Und sind wir, die Macher dieser Massenmedien, uns bewußt, wie unser Beitrag zur Einbindung von Heimat und Region sein muß? Ich bin so optimistisch und beantworte zumindest die letztere Frage mit einem zwar zaghaften, aber doch wohl nicht mehr zu überhörenden Ja. In Sachen Heimat und Region zeichnet sich in den letzten Jahren ein unübersehbarer Einstellungswandel bei vielen Programmverantwortlichen ab. Der regionale Bezug ist wieder in. Heimat und Region sind aus ihrem Mauerblümchen-Dasein befreit.

Eigentlich war dieses Mauerblümchen-Dasein auf dem Hintergrund vieler Rundfunkgesetze und Programmgrundsätze unserer Rundfunkanstalten unverständlich. Die Hinweise auf regionale und landsmannschaftliche Besonderheiten sind sogar Gegenstand von Staatsverträgen zwischen den

Rundfunkanstalten und dem Staat. So beansprucht etwa der Regionalbezug im Artikel 3 der SWF-Satzung einen eigenen Passus. Dort wird die Verpflichtung zur Unterhaltung von Landesstudios ausgesprochen und deren Funktion wie folgt beschrieben: *Die Sendestellen dienen dem SWF besonders dazu, die Kulturwerte der einzelnen Landschaften im Gesamtprogramm und auch in Regionalprogrammen zur Geltung zu bringen.* Ähnliche Aussagen finden sich auch in den Satzungen anderer Anstalten. Dennoch darf man die beherrschende publizistische Aufgabe des Rundfunks in der Nachkriegszeit nicht übersehen. Ziel des Programmauftrages waren primär das übergreifend Gemeinsame, die demokratische Persönlichkeit, ein demokratisches Lebensgefühl und ein neuer demokratischer Stil. Dazu kamen die realen Veränderungen, die innerdeutsche Völkerwanderung mit der Folge regionalen Normenverlustes. Auch die Erinnerung an den Mißbrauch von Begriffen wie Heimat und Bodenverbundenheit mochte dazu beitragen, das regionale Element mehr als Nebensache erscheinen zu lassen. Der Rundfunk sollte dazu beitragen, eine neue Gesellschaft mit aufzubauen und zu stabilisieren. Das Bundesverfassungsgericht hat ihm eine integrierende Funktion für das Staatsganze zugesprochen – mit der Konsequenz, daß die elektronischen Medien vordringlich die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ereignisse auf nationaler und internationaler Ebene darstellten, sich weniger mit der föderalistischen Struktur befaßten und auch das nicht taten, was einem ebenfalls föderalistischen Rundfunksystem mit auf den Weg gegeben war, die für die geistige Entwicklung Deutschlands traditionell fruchtbare Mehrzahl geistiger Zentren und regionaler geistig-kultureller Werkstätten zu erhalten. Dies läßt sich mit einer Fülle von Beispielen belegen. So haben erst jetzt die Landesstudios des SWF wieder dieselbe Sendezeit zur Verfügung, die sie Anfang der 50er Jahre hatten. Von Mitte der sechziger Jahre bis Mitte der siebziger Jahre waren die Studios in diesem Sender in Verteidigungsposition. Sie wurden auf ungünstige Zeiten abgeschoben, sie mußten um ihren Programmauftrag kämpfen; und es ist mehr als eine Randnotiz der Mediengeschichte, daß es auch im SWF einmal eine Diskussion darüber gab, ob man nicht dazu kommen könne, Regionales nur noch an einem Donnerstag stattfinden zu lassen. Ähnliche Beispiele ließen sich aus anderen Sendern anführen.

Worauf müssen wir achten, wenn wir in Zukunft noch stärker auf die regionale Umwelt Bezug nehmen wollen und dabei auch eine wohlwollende Hörer- und Zuschauerresonanz haben wollen?



Die Ausstattung der Regionen mit Landesstudios und Zweigstellen läßt sowohl im Sendebereich des Süddeutschen Rundfunks (oben) als auch in dem des Südwestfunks (rechts) deutlich erkennen, daß die beiden südwestdeutschen Rundfunkanstalten sich nicht als zentralistische Institutionen verstehen – der Zentrale in Stuttgart sind die Außenstellen Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Heilbronn und Ulm zugeordnet; der Südwestfunk betreibt in Baden-Württemberg außer der Zentrale in Baden-Baden die Landesstudios in Freiburg und Tübingen sowie die Büros in Konstanz, Ravensburg und Stuttgart. (Die Karten wurden freundlicherweise vom SDR und SWF zur Verfügung gestellt.)

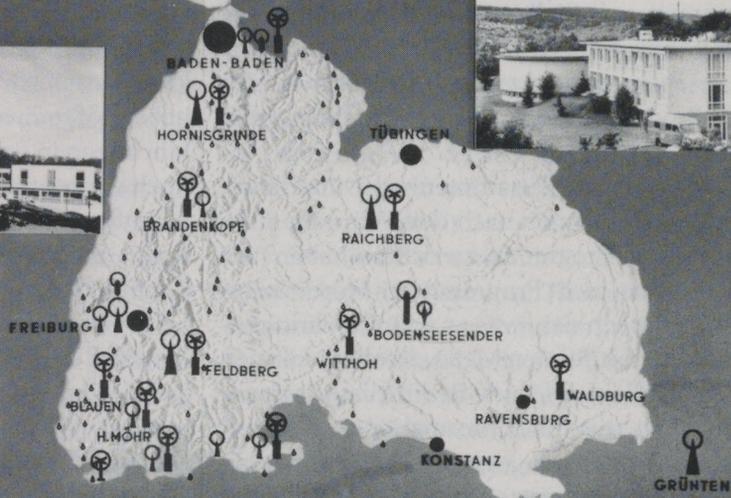
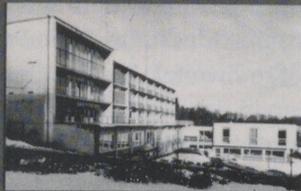
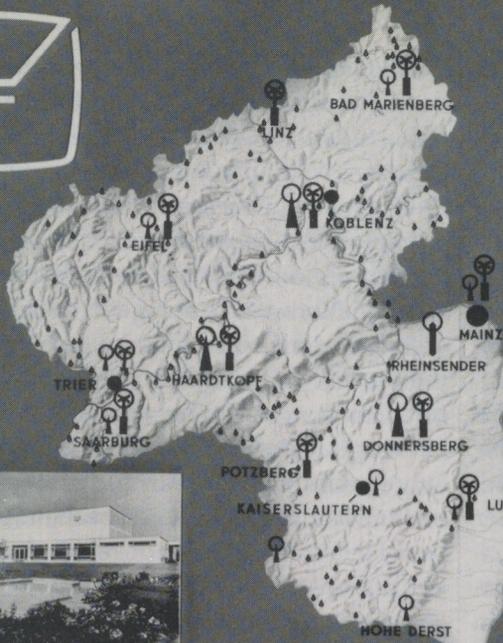
1. Die Regionalisierung muß bisher vernachlässigte Programmbedürfnisse beim Hörer und Zuschauer befriedigen.

2. Die Journalisten müssen in regionalbezogenen Sendungen noch stärker als bisher ein Gespür für die aktuellen, den Bürger berührenden Themen entfalten. Sie müssen aus ihren elfenbeinernen Türmen heraus und mit dem Bürger ins Gespräch kommen. Die Fixierung auf großstädtische Zentren und auf die Höfe der Macht muß abnehmen.

3. Lokale Presse und regionalbezogener Rundfunk sollten sich in der Berichterstattung ergänzen und nicht versuchen, sich gegenseitig Kunden abspenstig machen.

Lassen Sie mich diese Stichworte etwas näher erläutern, wobei ich die angesprochenen Punkte aus dem Blickwinkel des SWF beleuchten will. Dabei hilft mir eine vor zwei Jahren vom SWF in Auftrag gegebene

Meinungsbefragungs-Untersuchung des Sendebereiches unter dem besonderen Aspekt des Regionalen. Bei der Methodik dieser Befragung wurde nicht nur mit den bekannten Gesetzen der Meinungsbefragung vorgegangen, sondern auch in ausgewählten Hörerdiskussionen vom Hans-Bredow-Institut in Hamburg die Antwort auf die Frage gesucht, wie unsere Hörer die regionalen Angebote nutzen und welche Themen und Interessen ihre besondere Aufmerksamkeit finden. Nicht alles, was diese Meinungsbefragung erbracht hat, hat in den Studios und in Baden-Baden Freude ausgelöst. Aber: Wir müssen unsere regionale Programmtätigkeit nüchtern und kritisch prüfen. Manches, was wir machen, hat einen überaus geringen Bekanntheitsgrad. Manches, was wir tun, wird in seiner regionalen Färbung und Ausrichtung als unzureichend empfunden. Man hält uns vor, daß die Themen unserer Bericht-



● BADEN-BADEN

● LANDESSTUDIOS

● ZWEIGSTELLEN

SENDER: ● FERNSEHEN

● UKW

● MW

● TV

erstattung auf die Landeshauptstädte und auf große Zentralorte fixiert seien. Daß wir die ländlichen Räume vernachlässigten. Also ein Landes-, nicht ein Regionalprogramm machen. Ich habe in den letzten Monaten anhand der Themen unserer Magazine diese Behauptung überprüfen lassen und muß den Hörern in nicht unwesentlichen Punkten Recht geben. Die Hörer wünschen auch, daß sie mehr zu Wort kommen. Daß sie sich zu Themen äußern können, die ihnen wichtig sind. Wir haben die Hörer gefragt, welches diese Themen sind. Ihre Antwort: Sie wollen allgemeine Orientierungshilfen und sie wollen Rat. Was sie interessiert, sind Bereiche wie die medizinische Versorgung, die Kindererziehung, das Schulwesen, die Situation am Arbeitsplatz. Und natürlich die Nachrichten, die jeden interessieren, also Nachrichten über Unglücksfälle, Verbrechen und so weiter. Mich hat überrascht – und das ge-

stehe ich Ihnen hier frank und frei ein –, welch hoher Stellenwert der Umweltschutz bei den Hörern hat. In den acht Regionen Baden-Württembergs, die von uns untersucht worden sind, ist der Bereich Natur- und Umweltschutz zweimal Thema Nr. 1, nämlich am südlichen Oberrhein – wahrscheinlich war hier die Auseinandersetzung um das Kernkraftwerk Whyl Mitveranlasser – und in der Region Neckar-Alb. An zweiter Position in der Themenpräferenzliste findet man den Natur- und Umweltschutz am mittleren Oberrhein, am Hochrhein und in der Region Bodensee-Oberschwaben. Zum Vergleich dazu die Wichtigkeit dieses Themenbereichs bei den Befragungen im Gebiet Rheinland-Pfalz: Dort steht er an zweiter Stelle in den Großstadregionen Mainz und Ludwigshafen-Mannheim, während man ihn beispielsweise in Trier und Kaiserslautern nicht auf der Themenpräferenzliste findet.

Zum Vergleich dazu: Heimatkundliche Themen, Brauchtum, Volksmusik, Volkstanz, stehen auf unserer Präferenzliste in Baden-Württemberg nur am mittleren Oberrhein und am südlichen Oberrhein, mit Einschränkungen im Gebiet Bodensee-Oberschwaben, in Rheinland-Pfalz im Bereich Trier, Mainz. Daß es viele ländliche Regionen gibt, in denen offensichtlich ein solches Angebot nur begrenztes Interesse findet, gehört zu einer weiteren Überraschung.

Mit einigem Kummer der Programmverantwortlichen ist auch zu registrieren, daß die regionalen Kultursendungen offensichtlich nicht die breite Hörerschaft haben, die wir uns eigentlich wünschen. Der Grund hierfür liegt auf der Hand:

Die regionale Kultur ist im anspruchsvollen 2. Programm untergebracht. Viele verirren sich nicht in dieses Programm, deshalb muß es eine Aufgabe der Programmpolitik sein, und darüber will ich später noch etwas sagen, verstärkt regionale Kulturthemen in das 1. Programm, das Mehrheitenprogramm, einzubringen.

Man kann in diesem Zusammenhang überhaupt fragen, inwieweit wir uns nach den Wünschen der Hörer in unserem Programm zu richten haben? Ich meine, wir können nicht Programm am Hörer vorbei machen, wir müssen das, was er will, ihm bringen, und zwar im ausreichenden Maße. Aber wir können uns nicht ganz allein auf seine Bedürfnisse stützen. Wir haben nicht nur eine Informations-, sondern doch wohl auch eine pädagogische Aufgabe. Wobei ich die letztere tiefer hängen möchte als mancher meiner Kollegen.

Zu unserem zweiten Punkt: ich habe gesagt, daß wir verstärkt mit dem Bürger ins Gespräch kommen wollen. Deshalb haben die aktuellen Redaktionen des SWF bei den Landesstudios ihre Vor-Ort-Aktivitäten bereits in diesem Jahr verstärkt, und sie werden dies in den kommenden Jahren noch mehr tun. Es wird Bürgerforen geben. Das Landesstudio Mainz praktiziert dies mit großem Erfolg, und die Südstudios haben sich dazu auch schon eine Menge einfallen lassen.

Zu Punkt 3: Zusammenarbeit zwischen lokaler Presse und regionalbezogenem Rundfunk. Der Streit um privates Fernsehen und privaten Rundfunk ist für die Verwirklichung dieser Idee nicht gerade ein guter Ausgangspunkt. Die Möglichkeit, daß festangestellte Zeitungskollegen als freie Mitarbeiter bei uns tätig sind, wird leider zunehmend eingeschränkt. Erste Versuche von mir, in der Volontärausbildung zu einer Zusammenarbeit zwischen den Zeitungen und den Rundfunkanstalten zu kommen, sind bislang im Sand stecken geblie-

ben. Wobei ich die Haltung der Zeitungen durchaus verstehe, weil sie befürchten, daß manche ihrer Volontäre dann in die öffentlich-rechtlichen Medien drängen. Nicht der Bezahlung wegen, die ist in den Zeitungen heute besser, vielmehr wegen der größeren sozialen Absicherung.

In der regionalpolitischen Mediendiskussion der letzten Jahre wird zunehmend mit einem Begriff gearbeitet, den ich ebenfalls ansprechen will: die Subregion. Im Gegensatz zu uns hat der Südd. Rundfunk seine subregionale Aktivität forciert. Er macht ein Kurpfalzprogramm in Heidelberg, er macht ein subregionales Programm für Stuttgart. Zumindest in der Diskussion sind entsprechende Pläne für Ulm und Heilbronn. Im Sendegebiet des SWF werden ähnliche Wünsche in einer ganzen Reihe von Subregionen vorgetragen. Von der Pfalz beispielsweise, vom Gebiet Villingen-Schwenningen, aus Oberschwaben. Man kann darüber streiten, ob die Zukunft unseres Mediums im Subregionalen liegt. Ich habe größte Zweifel. Nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen in der deutschsprachigen Schweiz, die ja noch ein ganz anderes, viel ungebrocheneres Lokalbewußtsein hat, und dies auch noch glossieren kann. So schreibt der Schweizer Journalist Hans Gmür in einer Persiflage auf die Föderalisierung des Schweizer Rundfunks: *Bald werden Zug und Chur und Amreswil und Solothurn und Winterthur und Eglisau und Zolikon ihre eigenen Studios haben. Und auf der Beromünster-Welle wird statt Meldungen aus Afghanistan, Nicaragua, Washington, Paris und Bonn, die weiß Gott niemanden interessieren, endlich nur noch das zu hören sein, was uns im Innersten bewegt: Daß man in Zülach eine Beiz eröffnet hat, in Lachen einen Tea-room renovierte, und daß zu Hönegg bei schönstem Wetter Chilbi ist.* Unsere Meinungsumfrage stützt meine These. Sie weist die lokale und subregionale Aufgabe den Zeitungen zu, wobei ich zugebe, daß eine Rolle dabei spielen mag, daß wir eben kein subregionales Programm anbieten. Wir können es nicht und werden es wohl auch in Zukunft nicht können, denn dies würde für den Südwestfunk konkret den Ausbau von mindestens 14 subregionalen Programmen bedeuten. Denn wenn wir irgendwo anfangen, dann müssen wir im Interesse der Gleichbehandlung an alle Regionen denken. Solche Investitionen sind nicht finanzierbar. Jetzt nicht, und auch nicht nach der nächsten Gebührenerhöhung. Eine Stunde Hörfunkprogramm – eine Regierungskommission hat das jetzt errechnet – würde Betriebskosten in Höhe von 1,3 bis 1,7 Millionen Mark verursachen. Ich bin mir auch nicht sicher, ob ein solches Programmangebot ein Spielfeld für den privaten Rundfunk sein könnte. Ich habe da meine Bedenken,

wenn ich an die Kosten und an die möglichen Werbeeinnahmen denke und sie in Beziehung zueinander setze. Was bleibt unter solchen Gesichtspunkten zu tun? Wir werden an der bewährten Struktur des Aufbaus mit Landesstudios und ihnen zugeordneten Außenbüros festhalten. Die Studios werden in ihrer Themenauswahl darum bemüht sein, nicht nur über die großen Entscheidungen in den politischen Zentralen zu berichten, sondern gleichzeitig auch vor Ort den Folgen solcher Entscheidungen für die Region, für die Kommune, für den Alltag der Bürger nachgehen. Dafür erhalten sie noch mehr Zeit. Das Früh-Magazin der Landesstudios wird vom 1. Januar 1983 um eine weitere halbe Stunde erweitert, beginnt also um 5.30 Uhr und dauert bis 8.00 Uhr. Dies ist die hörefreundlichste Zeit des Tages. Es bleibt auch beim Mittags-Magazin von 12.00 bis 13.00 Uhr, der zweitgünstigsten Zeit des Tages. Neu hinzukommen wird eine Regionalzeit zwischen 16.00 und 17.00 Uhr, mit der Absicht, kulturelle Inhalte in dieser Zeit aus der Region für die Region zu bringen.

Durch Auseinanderschaltung einer Abendzeit für die Studios in die Nord- und in die Südzone erhalten wir außerdem noch die Möglichkeit, uns verstärkt um regionale Unterhaltung zu kümmern. Für alle diese Aktivitäten werden die Programm-Mittel der Studios nicht unwesentlich erhöht. Mehr Personal wird es, angesichts der Haushaltssituation und dem Zwang zum Sparen, allerdings nicht geben. Verstärken werden wir – und zwar sowohl durch die Studios als auch durch die Zentrale in Baden-Baden – unsere kulturellen Aktivitäten in den Regionen. Der Rundfunk hat eine mäzenatische Aufgabe, und wir bemühen uns, diese Aufgabe ernstzunehmen. Nicht nur durch die Donaueschinger Musiktage oder durch die Sigmaringer Schloßkonzerte, oder in der Zusammenarbeit mit vielen Kleinstädten und Gemeinden bei regionalen Konzertveranstaltungen, sondern auch durch Soireen, wie wir sie gestern abend hatten hier in Biberach. Oder vor drei Wochen in Wolfegg oder heute abend auf dem Wildenstein im Donautal. Allein im Monat Oktober stehen im Sendegebiet des SWF sechzig solcher Veranstaltungen auf dem Programm. Es gibt Monate, da sind es noch mehr. Sie können sich leicht vorstellen, wieviel Personal und wieviel Geld für ein solch umfassendes Programm von Außenaktivitäten aufgebracht werden muß. Dabei will ich unsere Initiativen im unterhaltenden Bereich heute ausdrücklich erwähnen, weil es jüngst eine Umfrage in Heidenheim deutlich gezeigt hat, daß in den mittleren Städten des Landes ein großes, nicht ausgeschöpftes Bedürfnis nach Unterhaltung im weitesten Sinne des

Wortes besteht. Das Fernsehen deckt diese Unterhaltungsbedürfnisse nicht. So ist es unsere Aufgabe, den Wunsch nach Unterhaltung mit dem Kommunikationsbedürfnis der Menschen, schlicht mit dem Wunsch miteinander zu reden, auch miteinander zu tanzen oder miteinander zu singen zu erfüllen. Deshalb tanzen wir neuerdings mit dem Hörer, wir singen mit ihm, wir reden auch mit ihm – und wenn es bei gemeinsamen Wanderungen ist, die wir neuerdings veranstalten. Zumindest den Abstand können wir damit abbauen. Wenn daneben noch Verständnis für unsere Aufgabe erwächst, dann haben wir ein übriges getan, um dem Medium ein Stück Distanz zu nehmen.

Lassen Sie mich noch einmal auch auf unsere publizistische Aufgabe zurückkommen. Wenn wir sie ernstnehmen, kommen wir auch in Konfrontation, in Konfrontation auch mit denen, die in dieser Demokratie wichtige Funktionen übernommen haben. Wir können Gegensätze, Auseinandersetzungen, hitzige Diskussionen regionaler Themen nicht verschweigen. Wir dürfen es nicht, um nicht an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Regionalität und Heimatbezogenheit der elektronischen Medien haben nichts mit Romantik und nichts mit der Flucht in vergleichsweise harmlose Themenbereiche zu tun. Regionalität heißt im Rundfunk gewiß auch Volksmusik, heißt Hafenkonzert. Die Volksmusik-Hitparade aus Tübingen gehört zu den populärsten Sendungen. Das Hafenkonzert aus Friedrichshafen ist vielleicht sogar die meistgehörte Sendung überhaupt, weil sich ja nicht nur der SWF an dieser Sendung beteiligt, sondern auch das österreichische und das Schweizer Radio und neuerdings vereinzelt auch der Bayerische Rundfunk; wegen einer Übernahme durch Radio Bremen wird verhandelt. Aber genau so wie dies zu unseren Aufgaben gehört, müssen wir auch heiße Themen aufgreifen wie Demonstrationen z. B., wie Hausbesetzerkrawalle oder Standort-Diskussionen von Kernkraftwerken. Täten wir es nicht, würden wir zum Hofsender und damit auch sonst unglaubwürdig. Die Region ist unruhig geworden. Wir müssen das zur Kenntnis nehmen; und ich meine, wir dürfen die problembeladenen Seiten der Region in Zukunft nicht den Piratensendern jedweder Couleur überlassen. So wie es in der Schweiz war. Am südlichen Oberrhein haben wir den ersten Piratensender, Radio Dreyeckland. Noch macht er uns nicht zu schaffen; nicht nur, weil man ihn kaum hört, ein wenig auch, weil er in seiner Darstellung einseitig überzogen ist, weil er sich zum Sprachrohr einer Gruppe gemacht hat, die mehr agitiert als informiert. Wenn aber die Nachrichten stimmen, die wir aus Frankreich haben, dann sieht

es so aus, als ob aus dem Piratensender Dreyeckland so etwas wie eine freie Radiobewegung wird, die uns nicht gleichgültig lassen kann. Auch nicht diejenigen, die uns heute kritisieren, weil wir ihrer Meinung nach vielleicht zu scharf oder zu einseitig berichten. Ein wenig mehr Gleichmut täte Not, ein wenig mehr Vertrauen.

Ich meine, die Regionalberichterstattung ist bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten in guten Händen. Auch deshalb, weil unsere Gremien dafür sorgen, daß Objektivität kein Fremdwort ist. Aber über die Grundprämissen sollten wir uns mit unseren Hörern einig werden, diese Grundprämissen sind, daß sich die Menschen heute mehr denn je um die Intaktheit ihrer heimatlichen Region sorgen. Wir müssen diese Sorgen ernstnehmen. Der Regionalismus ist ein Symptom dafür, daß der Bürger sich nicht nur Sachzwängen ausgeliefert sehen will, daß er vielmehr mitbestimmen und mitentscheiden will. Es ist auch die Aufgabe der Massenmedien, den bürgerschaftlichen Willen zum Mitreden und Mitmachen zu stärken und dafür die notwendigen Informationen zur Verfügung zu stellen. Der Intendant des SWF Willibald Hilf hat einmal den Regionalbezug politisch so interpretiert, er habe demokratische Institutionen auf ihre Beteiligungsmöglichkeiten hin zu erhellen, exemplarische Aktivitäten vor Ort zu präsentieren, das Gespräch zwischen Staat und Bürger über lebenswichtige Interessen zu organisieren und Lösungen anschaulich vorzustellen. Gerade beim Schwäbischen Heimatbund brauche ich dies nicht näher und konkret zu erläutern. Ein Beispiel dafür, was im Detail darunter zu verstehen ist, liefert seit Jahren unser Kollege Willy Leygraf, der ja nicht nur im SWF Programm macht, sondern auch als Redakteur Ihres Blattes und in verschiedenen Gremien unser beider Belange zu vertreten hat, und dies mit Zähigkeit tut, auch wenn es gelegentlich Ärger gibt.

Ich komme zum Schluß: engagierte regionale Berichterstattung muß mit Kenntnis, aber auch mit großer Sensibilität geschehen. Hier ist nicht immer alles so, wie wir es uns wünschen, oder wie manche es sich wünschen. Ich denke dabei an den Heuberg-Film, der heute doch wohl sehr viel differenzierter betrachtet wird als unmittelbar nach seiner Ausstrahlung. Ein gutes Regionalprogramm fällt nun einmal nicht vom Himmel, im Hörfunk so wenig wie im Fernsehen. Viele kleine Schritte sind dazu nötig. Um hier an einige Schritte zu erinnern, die sich in unserer unmittelbaren Nachbarschaft abspielten: 1972 wurde ein Fernsehteam im damals neu geschaffenen Ravensburger Studio stationiert. Ich reiste damals von Pontius zu Pilatus, um jeman-

den zu finden, der bereit war, nach Oberschwaben zu gehen. Ich mußte schließlich nach Vorarlberg, um fündig zu werden. Heute wäre dies anders, ganz anders. In den ersten Jahren haben sich für das Ravensburger Team Auslastungsprobleme ergeben, heute gehört dies der Vergangenheit an. Mit dem Ravensburger Moritheater hat dieses Team eine neue, sehr interessante Ausdrucksform für regionale Fernseharbeit gefunden. Regionalarbeit braucht Zeit, viel Zeit. Regionalprogramme werden keinen neuen Provinzialismus begünstigen. Wir dürfen, auch wenn die Versuchung groß ist, Heimat und Region nicht auf ein folkloristisches Spektakel zurückführen, das die Quellen regionaler Kultur mehr verschüttet als offenlegt. Wir alle sind uns, so glaube ich, darüber klar, wie sehr Volkskultur und Volksbräuche durch ständigen Kontakt mit den Massenmedien an Spontaneität, an Frische und an Eigenwert verlieren können. Mainz ist eben nicht Mainz geblieben, seitdem das jährliche Medienspektakel die Fastnachtsstadt und die dortigen Fastnachtsvereine überzogen hat. Nicht alles ist ohne schädliche Folgen darstellbar und übertragbar, was an regionaler Eigenkultur und an Heimatbräuchen existiert. Ich glaube, daß dies jeder von uns weiß und daß es jeder erfahren hat. Heimatlichkeit läßt sich oft nur in direkter Anschauung vollends begreifen. Das eigene Erleben gehört nun einmal dazu. Dabei wird es bleiben. Ich zitiere zum Schluß noch einmal aus einem Abendstudio über Regionalismus und neue Bodenständigkeit: *Womit wir nicht fertig werden, ist nicht der Traditions- und Werteverlust in einem allgemeinen und abstrakten Sinn. Was uns heute bedroht, ist nicht nur der Zerfall der Ideen, sondern, mit ihm zusammengehend, der Zerfall der Lebensprovinzen zugunsten eines kulturellen Zentralismus und Globalismus. Vielleicht entspricht der Zentralisierung des Kapitals mit den multinationalen Konzernen die Zentralisierung der Kultur. Menschen werden immer diffuser in ihren Gestalten, unerkennbarer und verwechselbarer. Die Zerstörung der Dialekte, der Bräuche als Lebensmarkierung, der Lebensrhythmen schreitet voran und damit die Zerstörung der Möglichkeit, sich zu definieren. Alles wird gleichzeitig und damit gleich-unwichtig. Weltbürger kann keiner sein. Wir brauchen Heimat. Und sei es nur darum, daß wir sie verlassen können, um uns eine neue und bessere zu suchen.*

Vielleicht finden wir sie gemeinsam. Sie, die Sie in der schwäbischen Heimat ein Stück Regionalpolitik, ein wichtiges Stück Regionalpolitik leisten und damit auf dem Weg zu einer neuen Heimat sind, und wir, die wir uns mit unseren Programmen bemühen, Ihre und unsere Heimat kritisch, aber doch liebevoll darzustellen.

Die Wasserzeichen im Papier sind uns heute wohl bekannt als Fabrikmarken, als Hinweise auf die Qualität und Sorte des Papiers und als dessen Schmuck sowie als Echtheitsmerkmale des Papiergeldes, der Briefmarken und von Urkunden und Wertpapieren. Das Wasserzeichen – früher treffender Papierzeichen genannt – entsteht im Papier während der Fabrikation durch ein gewolltes stellenweises Weniger oder Mehr an Papiermasse und ist deshalb im durchscheinenden Licht als hellere oder dunklere Stelle sichtbar.

Ursprung der Wasserzeichen

Unser Papier wurde um das Jahr 100 in China erfunden als ein aus einem Faserbrei durch Entwässern gewonnener, aus feinen, verfilzten Pflanzenfasern bestehender dünner, blattförmiger Beschreibstoff. Zur Entwässerung des Faserbreis und zur gleichzeitigen Blattbildung benutzten die chinesischen Papiermacher ein mittels Seidenfäden zusammengehaltenes Sieb aus Bambusgeflecht. Das damit erzeugte Papier zeigt eine ähnliche Struktur wie das europäische Büttenpapier, hat aber keine Wasserzeichen.

Die Voraussetzungen für die Fertigung von Papier mit Wasserzeichen waren erst vorhanden, als die Papierherstellungsmethode um das Jahr 1200 in Südeuropa bekannt wurde und die dortigen ersten europäischen Papiermacher zur Faserbreientwässerung und gleichzeitigen Blattbildung ein aus Metalldrähten gefertigtes Sieb verwendeten: Ein Metalldrahtgitter aus parallel angeordneten Drähten, in stabilem Holzrahmen gefaßt. Vermutlich war es ein italienischer Papiermacher, der erstmals ein aus Draht gebogenes Zeichen auf dem Drahtgitter befestigte und dadurch diesem Zeichen entsprechende dünne Papierstellen und also das Wasserzeichen im Papier hervorgerufen hat. Das früheste bekannte Wasserzeichen befindet sich in italienischem Papier aus dem Jahr 1282.

Die Kunst des Papiermachens

Das in Südeuropa ausgeübte und sich von dort allmählich in ganz Europa ausbreitende Papiermacherhandwerk wurde einige Jahrhunderte lang in derselben Art und Weise und mit denselben Werkstatt-Einrichtungen ausgeübt. Das Papier stellte man in Form von einzelnen Bogen in handwerkli-

chen Betrieben her, welche in Deutschland *Papiermühlen* genannt werden. (Durch Wasserrad angetriebene Werkstätten zur Papierherstellung.) Die Rohstoffe waren hauptsächlich Lumpen und Tuchreste aus Leinen und aus Leinen-Baumwollmischgewebe, herrührend von abgetragener Wäsche und Kleidern, die von Lumpensammlern den Papiermühlen zugeführt wurden. Die Lumpen unterwarf man zunächst einem Verrottungsprozeß, zerfaserte die so gelockerten Lumpen mittels Fallhämmern in einem sogenannten *Geschirr* unter Zufuhr von reinem Wasser. Den so hergestellten Faserbrei, *Stoff* genannt, erhielt der *Büttgeselle*, um daraus die Papierbogen einzeln zu *schöpfen*.

Sein Werkzeug waren für jedes Papierformat jeweils zwei praktisch gleiche *Schöpfformen*, bestehend aus rechteckigen Rahmen aus Holz, die mit Drahtgittern aus parallel angeordneten Metalldrähten versehen waren. Auf dem Drahtgitter war das aus gebogenem Draht bestehende Drahtzeichen (Filigran) mit dünnem Draht angenäht. Der Büttgesell hatte außerdem einen *Deckel* genannten Rahmen aus Holz etwa gleicher Größe zur Verfügung, der auf die Schöpfform aufgelegt werden konnte.

Der Büttgesell tauchte die Schöpfform mit aufgelegtem Deckel in den in der *Bütte* befindlichen Faserbrei ein und schöpfte die vom Deckel über dem Drahtgitter gehaltene Faserbreimenge. Das Wasser lief zum größten Teil zwischen den Drähten ab, während die Fasern auf dem Drahtgitter zurückblieben und sich dort, unterstützt durch Rütteln, als nasse, lockere, gleichmäßig dicke Schicht gegenseitig verfilzter Fasern absetzten. Über dem Draht des Drahtzeichens lagerte sich jedoch der Drahtdicke entsprechend weniger Papiermasse ab: Das Wasserzeichen als dünnere Stelle im Papier war vorbereitet!

Diese sehr wasserhaltige, lockere Papiermasseschicht übertrug der *Gautscher* auf Wollfilz. Die zu einem Stapel geschichteten Papiermasseschichten mit ihren Wollfilzen entwässerte man dann in einer Presse. Nach mehrmaligem Umschichten und Pressen durch den *Leger* waren die Papiermasseschichten soweit entwässert und verfestigt, daß sie als nasse Papierbogen zur Trocknung an der Luft über Seile gehängt werden konnten. Zum Beschreiben mit Tinte bestimmtes Papier leimte man durch Eintauchen in tierischen Leim und trocknete es wieder. Frauen säuberten die getrockneten Papierbogen von Knoten und Einschlüssen. Das Glätten, Pressen, Sortieren zu Paketen, enthaltend je 1 Ries (480 oder

500 Bogen), das Verkaufsfertigmachen beschloß den komplizierten Werdegang der Papierbogen.

Schon um das Jahr 1300 bestanden in Italien eine Anzahl großer papierherstellender Werkstätten. Kaufleute brachten Papier aus Italien über die Alpen nach Deutschland. Das Papier war sehr gut beschreibbar und leicht zu handhaben, deshalb begann es das bisher als Beschreibstoff verwendete (aus Häuten junger Haustiere gefertigte) Pergament zu verdrängen.

Fast jeder Papierbogen enthielt ein für den jeweiligen Herstellungsort oder für den Hersteller typisches Wasserzeichen, wie z. B. Kreuz, Ring, Stern, Winkel, auch Buchstaben und auch Darstellungen von Tieren, z. B. einen Ochsenkopf in vereinfachter Gestalt.

Die Idee, Papier in Deutschland selbst herzustellen, verwirklichten als Erste der Nürnberger Herrscher und Ratsherr Ulman Stromeir in seiner *Gleismühl* im Jahre 1390/91 und der Ravensburger Herrscher und Bürgermeister Cunrat Wirt im Jahre 1393/94.

Die ersten Ravensburger Papiermacher

Der Ravensburger Herrscher und Bürgermeister Cunrat Wirt hatte vermutlich auf seinen Reisen nach und in Italien Kenntnisse über das Papiermachen gesammelt. Er ließ seine in der Ravensburger Vorstadt Ölschwang an einem vom Flattbach abzweigenden Kanal gelegene Mahlmühle (Getreidemühle) im Jahre 1393/94 mit Hilfe von in Italien tätig gewesenen Oberschwaben in eine *papierhuss* d. h. in eine Papiermühle umbauen. Seine Papiermacher

fertigten dort im Jahr 1394/95 die ersten Papierbogen.

Das Papiermachen erwies sich offenbar als gutes Geschäft, denn schon wenige Jahre später errichtete Cunrat Wirt etwas oberhalb der ersten noch zwei Papiermühlen. Zwei seiner Papiermacher machten sich um 1440 selbständig, indem sie flattbachaufwärts im Weiler Schornreute zwei Papiermühlen errichteten. Es gab somit nach 1440 bereits fünf Ravensburger Papiermühlen.

Obwohl um diese Zeit bereits anderwärts – in Basel, Straßburg, Augsburg, Kempten, Memmingen – Papiermühlen entstanden waren, blieb Ravensburg etwa 200 Jahre lang der führende deutsche Papiererzeugungsort, sowohl hinsichtlich der Qualität als auch hinsichtlich der erzeugten Papiermenge.

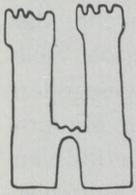
Aus der einheimischen Leinenindustrie und von der verhältnismäßig wohlhabenden oberschwäbischen Bevölkerung standen textile Abfälle (Reste, Lumpen usw.) als Rohstoffe für die Papierherstellung in genügender Menge zur Verfügung.

Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges

Die Reichsstadt Ravensburg hatte durch den von ihren unternehmenden Kaufleuten bis nach Italien, Südfrankreich, Spanien, Ost- und Nordeuropa betriebenen Handel mit einheimischen Leinen- und Barchent-Geweben und mit fremden Waren aller Art große Bedeutung erlangt. Die Zunahme der Herstellung von Papier war gewiß eine willkommene Erweiterung der einheimischen Produktion und des Handelsvolumens.

Papiermacher bei der Arbeit, um 1650. Von rechts nach links: Geschirr, Büttgestell, Gautscher, Leger, Presse. (Ölbild im Heimatmuseum Vogthaus Ravensburg)





1395



1402



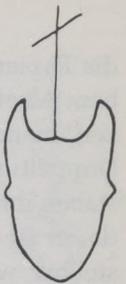
1426



1428



1450



1500

Die Ravensburger Papiermühlen waren in dieser Zeit meistens im Besitz reicher Kaufleute und Handelsherren, welche die Papiermühlen an tüchtige Papiermacher verpachteten. Diese *Beständer* (Pächter) betrieben die Papiermühle, kauften die Lumpen, fertigten die Papierbogen mit Hilfe von Papiermachergesellen und Helfern, während der Besitzer der Papiermühle das Papier verhandelte. So finden wir in dieser Zeit als Besitzer von Papiermühlen nach Cunrat Wirt die auch sonst in der Geschichte Ravensburgs bekannten Handelsfamilien Segelbach, Gäldrich, Humpis u. a. und die Papiermacher Wolfertshofer, Stengelin, Herb, Schmid und andere.

Cunrat Wirt und seine Nachfolger versahen ihr Papier mit Wasserzeichen: Für die beste Papierqualität verwendeten sie – in Anlehnung an das Ravensburger Stadtwappen – einen etwas primitiv gehaltenen Doppelturm. Die mittlere Qualität trug einen Ochsenkopf mit Augen und ein darüber befindliches Kreuz, für die weniger gute Qualität verwendete man ein Hifthorn als Wasserzeichen.

Beispiele dieser und späterer Wasserzeichen sind im folgenden in ein Drittel Originalgröße dargestellt. Die unter den Wasserzeichen befindlichen Zahlen geben das Jahr der Beschriftung des Papiers an.

Das Doppelturm-Wasserzeichen verschwand jedoch bald, und das Ochsenkopf-Wasserzeichen wurde dann von den Ravensburger Papiermachern für alle Papierqualitäten benutzt, ab etwa 1408 in vereinfachter Form ohne Augen und ab etwa 1440 mit einem nur mit einem Schrägbalken gebildeten Kreuz. Ab etwa 1500 findet man den Ochsenkopf in noch weiter vereinfachter, schildartiger Form.

Die inzwischen sonst in Deutschland entstandenen Papiermühlen verwendeten häufig ebenfalls einen Ochsenkopf als Wasserzeichen, als Qualitätszeichen. Der Ochsenkopf war deshalb an sich kein ty-

pisches Ravensburger Wasserzeichen, nur die speziellen Ravensburger Formen waren für Ravensburger Papier typisch.

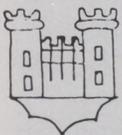
Die Ravensburger Papierer griffen deshalb wieder auf das Stadtwappen, den Doppelturm, zurück, welchen sie ab etwa 1500 in sehr schöner, der spätgotischen Stilauffassung entsprechender Gestaltung benutzten. Man hatte offensichtlich in der Herstellung des Drahtzeichens, des Filigrans, erhebliche Fortschritte gemacht. Es waren wahrscheinlich damals schon besondere Schöpfformenmacher anstelle der Siebmacher getreten.

Es ist uns heute nicht möglich, die Wasserzeichen dieser Frühzeit den einzelnen Papierern oder Papiermühlen zuzuschreiben, weil diese Wasserzeichen ohne entsprechende Merkmale sind.

Die Herstellung von Handelsgütern wurde damals nicht nur als private Angelegenheit des Herstellers, sondern auch als Angelegenheit des Gemeinwesens, der Stadt, empfunden. Nicht nur zahlreiche für den Handel bestimmte Güter, wie z. B. Textilien, sondern auch Zinngeschirr, ja auch Brot und andere Produkte unterlagen der von der Stadt verordneten *Schau*, der damit verbundenen Beurteilung der Qualität und Zulassung zum Handel und Verkauf.

Als um 1540 beim Rat der Stadt Klagen über *flyssiges* schlechtes Ravensburger Papier einliefen, ermahnte der Rat die Papierer, besseres Papier zu machen, und verordnete ihnen im Jahr 1544, *auf das gut bapir die zwen thürm und auf das minder bapir den einen thurm zu setzen*. Außerdem wurde das Papier der städtischen Schau unterworfen.

Diese strengere Einflußnahme der städtischen Obrigkeit auf die Qualität des Papiers war wahrscheinlich der Grund, daß ab dieser Zeit die nun fast ausschließlich verwendeten Doppelturm-Wasserzeichen mit Kennzeichen der Papierqualität oder des Papierers versehen wurden. Zunächst verwendeten



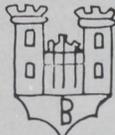
1547



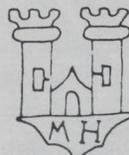
1566



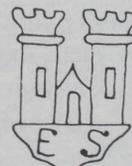
1567



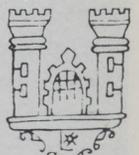
1552



1605



1606



1640

die Papierer dafür einfache Zeichen oder Buchstaben. Ab etwa 1600 versehen die Papiermühlenbesitzer, manchmal auch die Beständer (Pächter) das Doppelturm-Wasserzeichen mit den Anfangsbuchstaben ihres Vornamens und Familiennamens. Von da an ist so der Hersteller des Papierbogens feststellbar, was seinerzeit die persönlichen Handelsbeziehungen gefördert, etwaige Reklamationen erleichtert und die Verpflichtung zur Lieferung guten Papiers bekräftigt haben mag. Welche Bedeutung dieser Regelung beigemessen wurde, zeigt ein Ratsbeschuß aus dem Jahr 1602, der bestimmte, *daß Jerg Mieser weiterhin das M in seinen Papieren führen soll; Melchior Herb aber, der nicht willens, weiterhin bei seinem Buchstaben H allein zu bleiben, solle es gestattet sein, noch ein M beizufügen, doch soll er die beiden Buchstaben deutlich voneinander trennen wie auch Eustach Sauter sein E und S voneinander gesetzt habe.*

Die Papierherstellung hatte in Ravensburg sowohl der Menge und Qualität nach als auch mit seiner Qualitätskontrolle und seiner Bedeutung für den Export nach den Charakter einer wohlorganisierten Industrie angenommen, welche neben der Leinen- und Barchentindustrie den Wohlstand und die Bedeutung Ravensburgs mitbegründete.

In dieser Zeit übernahmen inzwischen wohlhabend gewordene Papiermacher auch die im Ölschwang befindlichen drei Papiermühlen. Die fünf Ravensburger Papiermühlen waren von nun an etwa hundert Jahre lang im Besitz der Papiermacherfamilien Frey, Herb, Löhlin, Mieser u. a. oder der Pächter Dorn, Zürn, Sauter u. a., deren Initialen in den Wasserzeichen zu finden sind. Die Jahre bis zum Dreißigjährigen Krieg waren für Oberschwaben und für die Stadt Ravensburg eine Zeit der Wirtschaftsblüte. Der Bedarf an Schreibpapier und an Druckpapier für den sich rasch verbreitenden Buchdruck nahm rasch weiter zu. Es entstanden viele neue Papiermühlen, auch in der Nachbarschaft Ravensburgs, wie in Karchach bei Wangen, in Niederwangen, Lindau, Wolfegg (Höll), Stockach. Im Allgäu um Kempten und Kaufbeuren bildeten sich durch Ansiedlung mehrerer Papiermühlen neue Zentren der Papiererzeugung. Im Ravensburger Flattbachtal im Weiler Schornreute entstand um 1600 die sechste Ravensburger Papiermühle. Das gut eingeführte Ravensburger Papier behauptete seine Spitzenstellung trotz der wachsenden Konkurrenz, wenn sich auch das Verbreitungsgebiet verkleinerte.

Das in dieser Zeit fast ausschließlich verwendete Doppelturm-Wasserzeichen tritt nun häufig in massigerer Gestaltung auf, vermutlich beeinflusst von dem nach 1500 in Deutschland an Bedeutung gewinnenden neuen Baustil, der Renaissance.

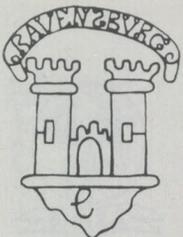
Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648), unter dem Oberschwaben sehr zu leiden hatte, machte der wirtschaftlichen Blüte dieses Landes ein Ende. Viele der ungeschützt in Dörfern oder einsam gelegenen Papiermühlen wurden zerstört; die vor den Mauern der Stadt befindlichen Ravensburger Papiermühlen wurden so erheblich beschädigt, daß sie zeitweise den Betrieb einstellen mußten; sie waren schließlich so weit zerstört, und die Papierer waren so verarmt, daß eine Wiederherstellung ohne fremde Hilfe nicht möglich war.

Der Nürnberger Handelsherr, Verleger, Buch- und Papierhändler Georg Endter und sein Sohn Wolfgang Endter hatten in der Nähe Nürnbergs eigene Papiermühlen, sie bezogen aber auch Papier aus Ravensburg. Schon während des Krieges unterstützte Wolfgang Endter die Ravensburger Papierer durch Hergabe von Kapital als Vorschuß auf die zugesagte Produktion und Lieferung von Papier. Um 1650 waren fast alle Ravensburger Papiermühlen Wolfgang Endter in dieser Weise verpflichtet. Er war sogar von 1636 bis 1650 Besitzer einer Ravensburger Papiermühle, das Wasserzeichen G E der Endterschen Firma erscheint auf Ravensburger Papier.

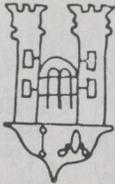
Trotz der Belastungen durch den so lange dauernden Krieg, während dem allerdings auch ruhigere Zeiten zu verzeichnen waren, wurden die Ravensburger Turm-Wasserzeichen reichhaltiger, und vereinzelt trat der Reichsadler mit dem Ravensburger Doppelturmwappen im Brustschild auf. Aber viele einfachere Doppelturm-Wasserzeichen blieben in Gebrauch entsprechend der bei geringer Benutzung langen Lebensdauer der Schöpfformen. Die Schöpfformen waren ein kostbares und teures Handwerkszeug, von dem sich der Papiermacher nur trennte, wenn es ganz unbrauchbar geworden war. Die Schöpfformen und deren empfindliche Drahtzeichen wurden deshalb immer wieder ausgebessert. Weniger oft verwendete Schöpfformen benutzte man viele Jahre, sogar jahrzehntelang, und deren Wasserzeichen erscheinen nun viele Jahre immer wieder.

Vom Dreißigjährigen Krieg bis 1800

Durch die Auswirkungen des Krieges hatten die oberschwäbischen Städte ganz wesentlich an Bedeutung verloren. Die Handelstätigkeit hatte infolge der Behinderungen durch den Krieg fast ganz aufgehört und mußte wieder entwickelt werden. Die sechs Ravensburger Papiermühlen konnten nach dem Krieg dank eigener Initiative und der erwähnten Hilfe bald wieder Papier im früheren Umfang produzieren. Sie verwendeten noch das Doppel-



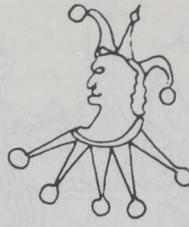
1637



1715



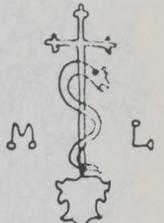
1660



1660



1739

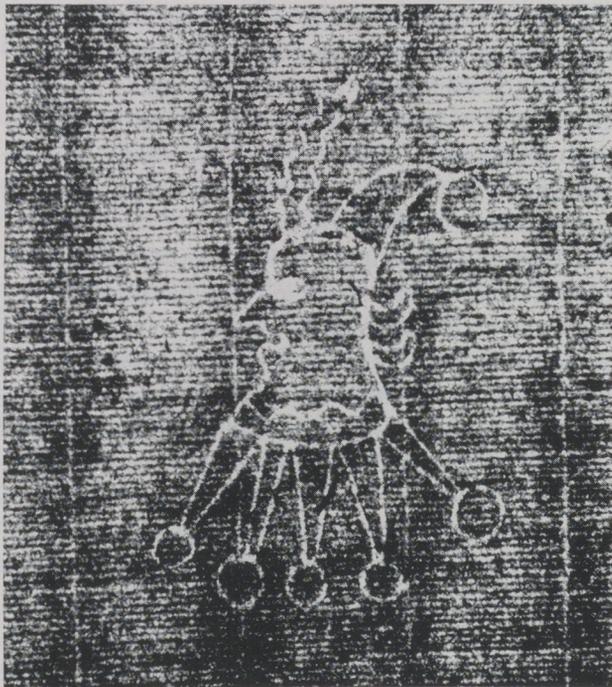


1740

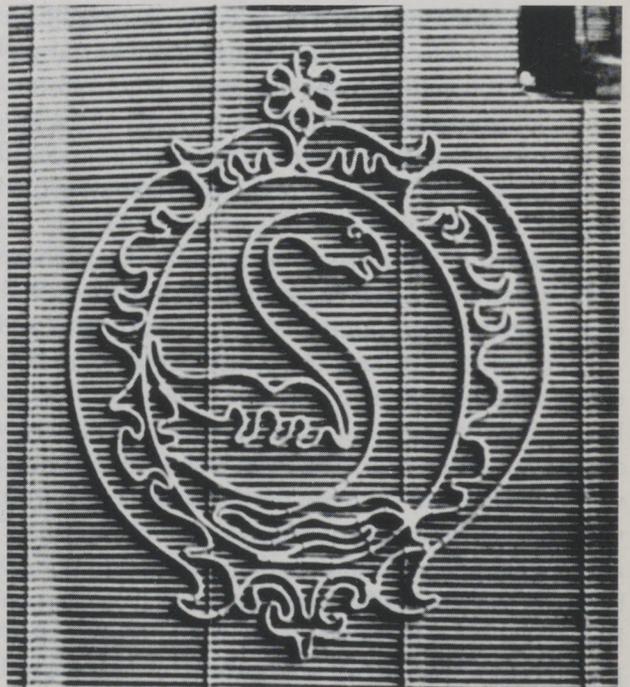
turm-Wasserzeichen in weiter modifizierter Form. Nach allen den jahrzehntelangen widrigen Umständen des Krieges ist es erklärlich, daß der Einfluß der in Deutschland kurz nach 1600 sich ausbreitenden Stilrichtung des Barock sich erst spät in der Gestaltung der Ravensburger Wasserzeichen bemerkbar machte. Die ersten neuartigen Wasserzeichen waren wahrscheinlich die um 1660 erscheinenden humorvollen Narrenköpfe mit Schellenkappe und Schellenkragen, die in der Folge in vielerlei Darstellung bis um 1800 immer wieder verwendet wurden. Aber erst ab etwa 1700, als die Folgen des verheerenden Krieges weitgehend getilgt waren, die Lebensfreude wieder eingekehrt war, der Sinn für mehr als das zum Leben Notwendige an Einfluß gewann, als man begann, die herrlichen Barockkirchen und -profanbauten Oberschwabens zu bauen, war auch für die Papierer die Zeit gekommen, dem neuen Zeitgeschmack des Barock zu folgen. Die kleine Fläche, die für das Wasserzeichen in jeder Hälfte des Papierbogens zur Verfügung steht, und die Eigenart der Herstellung des Drahtzeichens aus

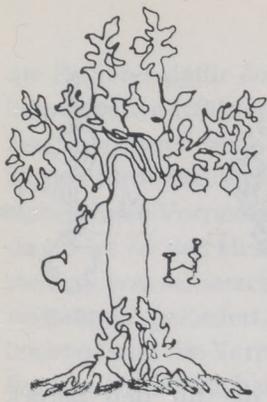
gebogenem Draht schränkt die für den Barock charakteristische bewegte, weitausgreifende Ausdrucksweise auf eine Art barocker Kleinkunst ein. Entsprechend den bevorzugten Motiven des Barock sind nun die Motive der Wasserzeichen Pflanzen, Blumen, Bäume, Sagen gestalten in bewegter, lebhafter Darstellung mit Umrahmungen aus Pflanzenmotiven, gerade Linien meidend – soweit die auf die Darstellung von Umrissen beschränkte Drahttechnik dies alles ermöglichte. So besitzen wir sehr schöne Ravensburger Wasserzeichen von den Papierern Frey, Ziegler, Löhlin, Herb, Zürn, Geiger, Schlappritz, Unold, Dorn und anderen. Der wachsende Bedarf an Papier und die wachsende Zahl der Papiermühlen führte dazu, daß der Anfall guter Lumpen nicht mehr ausreichte, um nur gutes Papier zu machen. Es mußten auch schlechte Lumpen verarbeitet werden, was schlechtes Papier ergab. Holländische und französische Papierer kauften Lumpen in deutschen Gebieten auf, die sie in ihren vom Krieg verschont gebliebenen und mit in dieser Zeit erfundenen neuen mechanischen und

Wasserzeichen in geripptem Papier

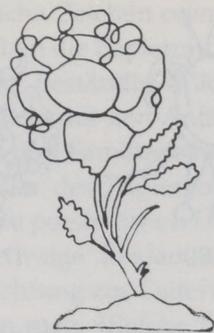


Drahtgitter einer Schöpfform mit Drahtzeichen

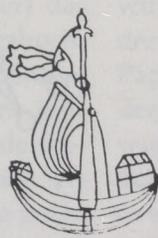




1726



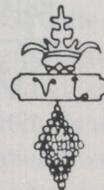
1730



1730



1742



1745



1745

sonstigen Hilfen zu sehr gutem Papier machten, welches dann in Deutschland, auch in Oberschwaben, als besseres und billigeres Papier dem einheimischen Papier erhebliche Konkurrenz machte.

Mit großer Verspätung machten sich die Ravensburger Papierer neue Fabrikationsmethoden zunutze: das Glätten des Papiers mit einem wasseradgetriebenen Schlaghammer, dem *Stampf* – anstelle des bisherigen Glättens von Hand mit dem Glättstein – und das Zerkleinern der Lumpen mit dem *Holländer*, einer rotierenden Messerwalze.

Aber trotz aller Anstrengungen der Ravensburger Papierer blieb der Verdienst gering und reichte gerade aus, um alle Kosten zu decken, oder es mußten Schulden gemacht werden. In dieser Zeit war die Familie Kutter in Ravensburg zu Ansehen und Reichtum gekommen und hatte der Stadt durch ihre Aktivitäten in Gewerbe und Handel wieder zu größerer Bedeutung verholfen. In den Jahren von 1741 bis 1798 übernahmen Mitglieder der Familie Kutter fünf der sechs Ravensburger Papiermühlen. Durch die Papiermühlenbesitzer Elias Kutter, Johann Elias Kutter, Johann Jacob Kutter, Johann Samuel Kutter, Gottlob Paul Kutter, Anna Sabina Som geb. Kutter und Carl Stattmiller Tochtermann Kutter erreichte die Ravensburger Papierfabrikation einen neuen Höhepunkt, wenn auch die Papierqualität oft Wünsche offen ließ.

Die äußere Papiermühle zu Schornreute war schon 1701 in den Besitz des Papiermachers Johannes Aicham übergegangen und blieb durch Hans Michael Aicham und Benedikt Aicham fast 130 Jahre im Besitz der Familie Aicham.

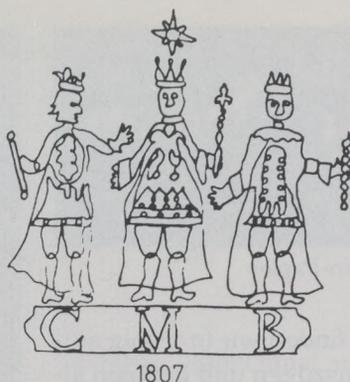
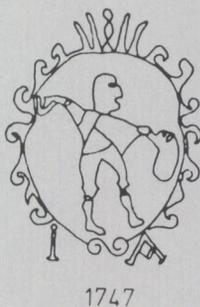
Die Wasserzeichen der Kutterschen und der Aichamschen Papiermühlen entsprechen den schon vorher genannten Motiven der Barockzeit. Das Ravensburger Papier war allerdings in seiner Qualität zurückgefallen und von dem in Kempten, Kaufbeuren, Basel, in Holland und Frankreich erzeugten Papier überflügelt worden. Die Ravensburger Papierer gingen sogar dazu über (wie auch andere ein-

heimische Papierer), das von ihnen erzeugte gute Papier in Anlehnung an das bekannt gute Basler Papier mit einem den Baselstab darstellenden Wasserzeichen oder mit der französischen Lilie, mit französischen Bezeichnungen, z. B. *Lion*, oder mit holländischen Namenszügen zu versehen. Der zunehmenden Bedeutung der Post entsprechend kam die Herstellung speziellen feinen Postpapiers mit Posthorn-Wasserzeichen hinzu.

Es wurde allmählich üblich, das bildmäßige Wasserzeichen auf der einen Hälfte des Bogens ohne Initialen zu zeigen und auf der anderen Hälfte die Initialen des Herstellers als sogenannte *Gegenmarke* anzubringen. Letztere kombinierte man oft mit dem alten Steinmetzzeichen «4». Etwa gleichzeitig treten nach und nach religiöse Motive auf, welche vielleicht ihren Grund in der wieder zunehmenden Bedeutung des Katholizismus haben konnten: Die Darstellungen eines Mönchs, eines Bischofs und der Heiligen Drei Könige etwa. Sie finden sich oft in sehr schöner, aufwendiger Ausführung, welche das Prinzip der Drahtzeichenfertigung sehr schön zeigen: möglichst das ganze Drahtzeichen durch einen fortlaufenden Draht ohne Unterbrechungen, lediglich durch Biegen des Drahtes zu formen und Kreuzungen möglichst zu meiden. Diese Eigenart der Ausführung verleiht den Wasserzeichen der alten Papiere ihren besonderen Reiz.

Nach etwa 1790 wird der Reichsadler häufig als Wasserzeichen verwendet, oft mit den Initialen des Papierers im Brustschild. Es kam die Darstellung einer Narrenkappe in fast einheitlicher Ausführung in Gebrauch, womit sich die Ravensburger Papierer nochmals ein nahezu einheitliches Wasserzeichen bis ans Ende der Ravensburger Büttenpapierherstellung gaben.

Daneben entwickelte sich nach und nach die Tendenz, statt der aufwendigen bildmäßigen Wasserzeichen nur die Initialen oder den Namenszug des Papierers in klaren großen lateinischen Buchstaben als Wasserzeichen zu verwenden. Auch die schö-



nen, die Heiligen Drei Könige darstellenden Wasserzeichen weichen dem in großen lateinischen Buchstaben ausgeführten DREY KOENIG. Zweifellos eine Beeinflussung durch die damals herrschende auf klare, einfache Linienggebung hinwirkende Stilrichtung des Klassizismus.

Von 1800 bis zum Ende der Ravensburger Papiermühlen

Im Laufe der Zeit hatten die Papiermacher die Struktur des Papiers verbessert und verfeinert durch Verringerung der Rippung des Papiers, welche durch die unterschiedliche Dicke des Papiers über den in der Schöpfform befindlichen parallelen Drähten und über deren Zwischenräumen hervorgerufen wird. Es wurden dünnere Drähte für das Drahtgitter verwendet, um einer für das Schreiben mit der Feder günstigen ganz ebenen Oberfläche nahezu kommen.

Um 1760 kam man in England auf die Idee, anstelle des Drahtgitters ein Gewebe aus dünnen Metalldrähten in Leinenbindung zu verwenden, um ein in allen Richtungen nur wenig strukturiertes Papier zu erzielen. Die neue Konstruktion wurde bald auch auf dem Kontinent verwendet. Das damit geschöpfte Papier bezeichnete man wegen seiner an Pergament erinnernden feinen Struktur als *Velin-Papier* (*vélin* frz. = feines Pergament). Etwa ab 1815 stellten Ravensburger Papiermacher auch Velin-Papier her.

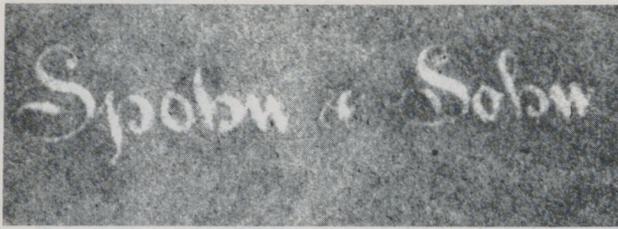
Die Dehnbarkeit des Drahtgewebes machte es möglich, durch stellenweises vertiefendes Eindringen Stellen größerer Faseransammlung und damit masereichere Stellen im Papier zu erzeugen, die bei Durchsicht dunkler erscheinen – im Gegensatz zu den hellen Stellen, die die aufgenähten Drahtzeichen hervorrufen. Manche Papiermacher schufen auf diese Weise noch effektvollere Wasserzeichen. Von den Ravensburger Papiermachern sind jedoch solche Wasserzeichen bis jetzt nicht bekannt.

Die sehr positiven Eigenschaften des Velin-Papiers mußten allerdings mit teureren Schöpfformen, schwierigerer Reinigung und schnellerem Verschleiß erkauft werden. Das Velin-Papier verdrängte deshalb nie ganz das gerippte Papier. Bis ans Ende der Handpapierzeit wurde in Ravensburg neben Velin-Papier immer viel geripptes Papier produziert. Für das Velin-Papier wurden dieselben Wasserzeichen wie für das gerippte Papier benutzt.

Bei der Neugestaltung der deutschen Länder durch Napoleon am Ende der Koalitionskriege (1792–1805) war Oberschwaben fast ganz an Württemberg gefallen. Die Stadt Ravensburg wurde jedoch zunächst bayerisch wie auch einige andere Städte Oberschwabens, aber schon 1810 kam die Stadt Ravensburg ebenfalls an Württemberg. Die bayerische Herrschaft hatte nur acht Jahre gedauert. Darauf bezugnehmende Wasserzeichen wurden bis jetzt nicht gefunden. Es ist lediglich ein Riesumschlagpapier von Johann Samuel Kutter bekannt, dessen Holzschnitt-Druck das Ravensburger und das kurfürstlich-bayerische Wappen zeigt.

Inzwischen waren die an wasserreichen Flußläufen gelegenen Papiermühlen mit einer großen Anzahl Bütten und mit Betriebsverbesserungen ausgestattet, sie waren zu *Papierfabriken* geworden und machten den kleinen, auch den Ravensburger Papiermühlen, die nur mit einer oder zwei Bütten ausgestattet waren, mehr und mehr schwerwiegende Konkurrenz. Die Ravensburger Papiermacher hatten wegen der kleinen Wassermenge des Flattbachs keine Möglichkeit, die Leistung ihrer Papiermühlen wesentlich zu vergrößern.

Die Mitglieder der Familie Kutter verkauften ihre fünf Papiermühlen zwischen 1800 und 1830 an den Papierhändler Ulrich Christoph Gradmann, an den Kaufmann Georg Spohn und an die Papiermacher Johann Jacob Dorn und Anton Aicheler. Die Familie Aicham verkaufte ihre Papiermühle im Jahre 1829 an den Kameralverwalter Dominikus Stapf. Die Was-

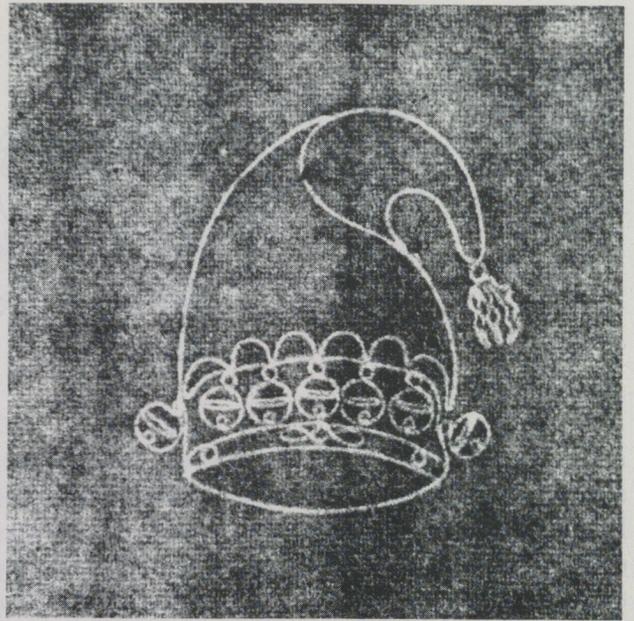


Wasserzeichen in feinem Velin-Papier

serzeichen dieser Papierer finden wir in wenig aufwendiger Form von Namenszügen und Initialen allein oder als Gegenmarke zu den vorher schon erwähnten bildmäßigen Wasserzeichen. Bemerkenswert ist ein aus breiten, flächigen Buchstaben bestehendes Wasserzeichen «Spohn & Sohn», zu dessen Herstellung ein aus Blechstreifen gefertigtes Drahtzeichen benützt wurde.

Nach der Eingliederung Ravensburgs in das württembergische Oberschwaben erscheint im Ravensburger Papier bald das erste auf die Zugehörigkeit zur württembergischen Krone hinweisende Wasserzeichen: Ein die drei württembergischen Hirschstangen darstellendes Wappenschild mit Krone. Ab etwa 1825 tritt das unter König Wilhelm I. vereinfachte komplette Wappenschild Württembergs auf. Beide Wasserzeichentypen wurden in nur wenig verschiedenen Varianten nach und nach von fast allen Ravensburger Papierern verwendet, meistens mit den Initialen oder dem Namenszug des Papierers als Gegenmarke auf der anderen Bogenhälfte. Die Ravensburger Wasserzeichen dieser Zeit waren nicht so aufwendig wie die Wasserzeichen vieler altwürttembergischer, badischer und bayerischer Papierer, die die Landeswappen und die Porträts der Herrscher mit viel Aufwand in ihren Wasserzeichen darstellten. Vielleicht ein Zeichen der Zurückhaltung der Oberschwaben gegenüber der Zentralgewalt in Stuttgart?

Das feine Schreib- und Postpapier fertigt man nun oft als Velin-Papier. Allmählich werden Wasserzeichen, die den Namen des Papierers enthalten, in Kursivschrift häufiger, deren eleganter zusammenhängender Linienzug für die Fertigung des Drahtzeichens geradezu ideal zu nennen ist. Neben einfachen Linienzügen kommt auch die künstlerische



Wasserzeichen in grobem Velin-Papier

Ausführung mit vielfach verschlungenen Linien vor, an eine Häkelarbeit erinnernd – wohl in Anlehnung an den damaligen Zeitgeschmack des Biedermeier-Stils.

Das Bestreben in Gewerbe und Industrie, Handarbeit durch mechanische Arbeit von Maschinen zu ersetzen, hatte auch die Papiermacherei ergriffen. Louis Robert erfand in Frankreich im Jahre 1799 eine Maschine zur Herstellung von Papier. Er ersetzte das anstrengende portionenweise Schöpfen des Faserbreis von Hand durch eine selbsttätige ununterbrochene Auftragung des Faserbreis auf ein dauernd horizontal bewegtes Drahtgewebeband mit laufender Entwässerung durch die Maschen des Bandes und mit Hilfe von Preßwalzen, die mit dem Band kombiniert waren. Es entstand so *endloses Papier*, das allerdings noch viel Wasser enthielt. Englische Ingenieure verbesserten Roberts Maschine und ergänzten sie durch Anfügen einer Trocknung des Papiers auf dampfgeheizten Zylindern.

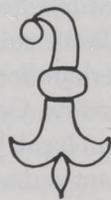
Der unternehmungslustige, fortschrittlich denkende Ravensburger Papiermacher Wilhelm Brielmayer, Schwiegersohn des Papierers Anton Aichele, kaufte eine der ersten von Johannes Widmann in



1822



1826



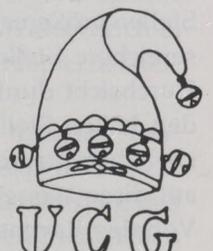
1826



1827



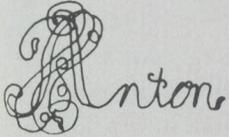
1844



1871

RAVENSPURG

1808



1817

AICHELER

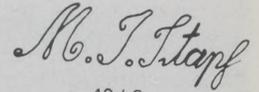
1817



1840

DORN

1822



1846

Heilbronn nach englischem Vorbild gebauten Maschinen zu *endlosem Papier* und produzierte solches Papier ab 1832. Es ist ohne Wasserzeichen, denn Drahtzeichen ließen sich auf dem um Rollen kleinen Durchmessers geführten endlosen Gewebend nicht haltbar genug anbringen. Wilhelm Brielmayer war der erste Maschinenpapierfabrikant in Südwürttemberg.

Die großen Papierfabriken gingen einige Jahre später allgemein zur Papierherstellung mittels Papiermaschinen über und machten sich auch weitere einschlägige Erfindungen und Fabrikations-Verbesserungen zunutze. Die kleinen Papiermühlen hatten kaum noch eine Möglichkeit, gegen diese Konkurrenz zu bestehen. Die meisten kleinen Papiermühlen mußten im Laufe weniger Jahrzehnte das Papiermachen aufgeben. Bis Ende 1857 hatten fünf Ravensburger Papiermühlen das Papiermachen eingestellt. Nur in der ältesten Ravensburger Papiermühle wurde unter Wilhelm Gradmann noch bis 1875/76 Papier produziert. Dann war die Zeit der einst berühmten Ravensburger Papiermühlen zu Ende.

Rückblick

Die Ravensburger Papiermühlen hatten während 480 Jahren Papier produziert, und ihre Wasserzeichen bürgten lange Zeit für gutes Papier.

Die schönen Wasserzeichen in den alten Papieren waren beeinflusst von den jeweiligen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen, sie sind Zeugnisse aus jenen Zeiten. Es gibt viele spezifische Ravensburger Wasserzeichen. Es gibt aber auch Wasserzeichenarten, die zeitweise überörtlich häufig auftreten, d. h. überörtlich in Mode waren, wie z. B. die Narrenköpfe und die Kreuze mit

Schlange. Manchmal unterliefen den Formenmachern beim Anfertigen der Drahtzeichen kleinere und größere Fehler, welche die Heraldiker u. a. bemängeln werden, die aber für den Wasserzeichensammler besonders reizvoll sind. Neben der Bedeutung des Wasserzeichens als Hinweis auf den Hersteller des Papiers und den Herstellungsort wies es auch auf die Papierqualität, auf das Format und auf die Verwendung des Papiers hin. Das Papier wurde oft unter der Wasserzeichen-Bezeichnung gehandelt, z. B. als Adler-Papier, Baselstab-Papier, Fein-Post-Cron-Papier, Drey-König-Canzley-Papier. Je ein Ries (480 Bogen Schreibpapier oder 500 Bogen Druckpapier) verpackte man in Papier und kennzeichnete den Inhalt des Pakets durch einen schönen Holzschnitt- oder Kupferstich-Abdruck, der auf die Papiersorte, auf den Papierer und auf den Herstellungsort hinwies.

Die Sammlungen alter Wasserzeichen und die Veröffentlichungen über Wasserzeichen zeigen die Bedeutung der Wasserzeichenkunde als Hilfswissenschaft der Geschichtsforschung: Sie können Hilfsmittel sein, um undatierte Akten zeitlich einzuordnen und um die Echtheit einer Urkunde festzustellen durch Prüfen des Datums der Beschriftung auf zeitliche Übereinstimmung mit der Verwendungszeit des Wasserzeichens.

Quellen und Literatur

Wasserzeichen in Urkunden und Akten des Ravensburger Stadtarchivs

FRIEDR. V. HÖSSLE: Württembergische Papiergeschichte, 1910/14

LORE SPORHAN-KREMPPEL: Ochsenkopf und Doppelturm, 1953

GERHARD PICCARD: Findbücher der Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. 1961–1979

KARL THEODOR WEISS: Handbuch der Wasserzeichenkunde, 1962

MAX PREGER: Die Ravensburger Papiermacher, 1980

ders.: Wilhelm Brielmayer und die erste Papiermaschine in Oberschwaben. In: Schwäbische Heimat 1978/4

Die Winckelhofer-Scheiben im Rathaus von Ehingen an der Donau

Markus Otto

Im Sitzungssaal des neuen Rathauses von Ehingen a. D. befinden sich zwei Glasgemälde, die nicht nur stadtgeschichtlich, sondern auch kunstgeschichtlich beachtenswert sind. Beide Kabinettscheiben, eine im Querformat, die andere im Hochformat, betreffen einen einstmals hochgeschätzten Wohltäter der Stadt, den Priester Hieronymus Winckelhofer. Obwohl diese Scheiben bereits in der Vergangenheit durch grundlegende Arbeiten von J. Hehle¹ und F. M. Weber² der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden, fehlte bislang für eine ausführliche Betrachtung die Kenntnis einer dritten zum Thema gehörigen Scheibe in Brixen (Südtirol). Nachdem diese dank dem freundlichen Entgegenkommen ihrer jetzigen Besitzer an Ort und Stelle besichtigt und fotografiert werden konnte, soll hier der Versuch einer möglichst umfassenden Abhandlung des interessanten Themas unternommen werden.

Die Familie Winckelhofer

Hehle hat aufgrund gewissenhafter Auswertung aller ihm erreichbaren Archivalien eine Geschichte der Winckelhoferschen Familie veröffentlicht, die bis heute unangefochten blieb und daher auch hier – zum besseren Verständnis der Bedeutung dieser Familie und speziell des Hieronymus für die Stadt Ehingen und weit darüber hinaus – vorangestellt werden soll.³ Bei den Quellen spielt eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1520, die «Winckelhofer Chronik», die Rolle eines Leitfadens; den hat Hehle zwar als *weithin sehr unzuverlässige Familienlegende* gewertet, dennoch hat er das Richtige herausgeschält. Stammsitz der Familie war sehr wahrscheinlich ein Hofgut «Winckelhof» oder «Winckelhofen», in der einstigen Grafschaft Kirchberg und in der heutigen Markung Weihungzell, Kreis Biberach, gelegen. Die Chronik nennt als Zeitpunkt der Übersiedlung der Familie nach Ehingen das frühe 13. Jahrhundert. Da ein Ulrich Winckelhofer, der bereits als Bürger von Ehingen um die Mitte des 13. Jahrhunderts in das Kloster Roggenburg eintrat und dort 1280 als sechster Propst des Klosters starb, einwandfrei belegbar ist,⁴ erscheint auch die Angabe der Chronik glaubhaft, sein Bruder Hermann Winckelhofer sei 1291 als Bürgermeister von Ehingen gestorben. Jedenfalls gehörte die Familie zum ältesten Stadtpatriziat, und die Winckelhofer waren laut Chronik die ältesten «siegelmäßigen» Bürger, somit die ersten, die ein eigenes Siegel mit besonderem Wappen be-

saßen. Das Wappen der Familie zeigt eine goldene Lilie auf blauem Grund, als Helmzier einen Engel mit Lilienstengel in der Hand. Bedeutsam ist die Bemerkung am Schluß der Chronik, daß die Winckelhofer *von ihrer Einbürgerung in Ehingen bis 1520 ohne einen Handwerks- oder Gewerbebetrieb von ihren Renten in allen Ehren gelebt haben*. Das bedeutet mit anderen Worten, daß die Familie im Unterschied zu anderen Patriziern, die prominente Handwerker oder Kaufleute waren, als geistliche oder weltliche Beamte und Würdenträger ganz von ihren «Gehältern» leben und sich dabei noch ein beachtliches Vermögen erwerben konnten. Die Chronik nennt denn auch in bunter Folge Kloster- und Weltgeistliche, Inhaber von Staats- und Gemeindeämtern, darunter Bürgermeister und Stadtschreiber.

Der hier interessierende Abschnitt der Familiengeschichte beginnt mit *Ulrich Winckelhofer in Ehingen*, der 1449 starb. Aus der Tatsache, daß er laut vorliegender Stammliste⁵ von einem Heinrich Winckelhofer abstammt, der 1396 als Bürger von Ulm starb, geht nebenbei hervor, daß die Familie sich durchaus nicht auf die Stadt Ehingen beschränkt hat. Von Ulrichs Söhnen ist Jodokus, vorher Superior im Kloster Wiblingen, als Abt des Klosters Lorch (seit 1477) im Jahr 1480 gestorben, er wurde in der Klosterkirche beigesetzt.⁶ Sein Bruder Heinrich ist identisch mit einem *Henricus W. de Ehingen*, der 1461 in Freiburg immatrikuliert wurde und nach Erreichung des philosophischen Doktorgrades an der philosophischen Fakultät Vorlesungen hielt. Später war er laut Chronik Stadtschreiber in Schwäbisch Hall, wo er am Walpurgistag 1485 starb.⁷ Von Heinrichs Söhnen nehmen zwei den ersten Platz in der gesamten Familiengeschichte ein: Heinrich und Hieronymus. Heinrich Winckelhofer *der Jüngere* (im Unterschied zum Vater), Ältester von fünf Brüdern, war 1494 an der Universität Tübingen immatrikuliert und promovierte dort 1497 zum Dr. phil. Er hielt an der juristischen Fakultät als Licentiat beider Rechte Vorlesungen und war 1509/10 Rektor der Universität. Den Höhepunkt seiner Laufbahn erreichte er, als er zur Zeit der österreichischen Herrschaft im Jahr 1522 zum württembergischen Kanzler ernannt wurde. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode. Er starb im Kloster Hirsau am 25. November 1526 in den Armen seines Stiefsohnes, des Abts Johann Schultheiss, der für den Verstorbenen eine Grabplatte in der Klosterkirche anbringen ließ. Dieses wertvolle Denkmal überstand die Zerstörung



Die Hochformatscheibe im Ehinger Rathaus (Kopie der Winckelhofer-Scheibe in Brixen). (Foto: Markus Otto)

des Klosters durch die Franzosen und wurde 1881 von dem rührigen Stadtschultheißen Müller für Ehingen erworben,⁸ restauriert und in der Stadtkirche aufgestellt.

Hieronimus Winckelhofer

Der für die Ehinger Stadtgeschichte wichtigste Vertreter der Familie ist Heinrichs Bruder Hieronimus. Er hatte in Tübingen nicht nur Jura studiert und sich den Titel *beider Rechte Gelehrter (utriusque juris interpres, baccalaureus, licentiatus)* erworben, sondern war auch, nach zusätzlichem Studium der Theologie, Priester geworden. Zunächst erscheint er 1498 als Kaplan am St.-Andreas-Altar des Hospitals in Ulm und ist dann 1500 als Priester zu St. Mang in Kempten erwähnt, wo sein Vater einst Stadtschreiber war. 1506 wurde er zum Dank für wertvolle Dienste als Rechtsanwalt in Sachen des Ehinger Spitals auf die dem Spital inkorporierte Pfarrei Nasgenstadt präsentiert, welche Stelle aber wohl hauptsächlich ein Vertreter betreute, da Winckelhofer infolge seiner zahlreichen Ämter immer viel unterwegs gewesen ist. Neben seiner Eigenschaft als Kanonikus des Stifts Innichen in Südtirol war er Inhaber mehrerer hoher Ämter und Würden: in der Stammliste erscheint er als *Hofkaplan* des Kaisers Maximilian I., in anderen Urkunden auch als päpstlicher und kaiserlicher Rechtsanwalt (*sollicitator*).⁹ Außerdem war er päpstlicher Vicepfalzgraf (*vicecomes palatinus*). Infolge dieser Ämter war er oft in Tirol, und Kardinal Raimund, Bischof von Gurk, bezeichnete ihn als seinen ständigen Tischgenossen und Hausfreund. Für seine Heimatstadt Ehingen wurde er durch zahlreiche Stiftungen zum gefeierten Wohltäter. Als wichtigste sind zunächst zwei Kaplaneien zu nennen. 1508 stiftete er eine ewige Kaplaneipfründe in der St.-Michaels-Kapelle zu dem Altar der Heiligen Hieronimus und Heinrich, auch Unserer Lieben Frau geweiht (?), weshalb diese Pfründe fortan «Hieronimuspfründe» genannt wurde. 1517 stiftete er auf den St.-Annen-Altar in der Pfarrkirche die St.-Annen-Kaplanei. Der Altar steht in einer Seitenkapelle, die nun den Namen «Winckelhoferkapelle» bekam. Beide Pfründen wurden mit einem Kaplaneihaus ausgestattet. Außer diesen Kaplaneistiftungen – mit der Hieronimus-Kaplanei war er als ihr erster Inhaber auch aktiv als Priester verbunden – lassen sich insgesamt mindestens 33 Stiftungen durch erhaltene Stiftungsurkunden nachweisen. Etwa die Hälfte kam der Stadt Ehingen, dem dortigen Spital und anderen Kommunitäten, der Rest auswärtigen Gemeinden und Klöstern zugute, wobei das Interesse des Stifters besonders den Armen

galt. Er starb 1538 in seiner Heimatstadt, und in der Winckelhoferkapelle befindet sich außer der erwähnten Grabplatte seines Bruders Heinrich ein von ihm selbst zu Lebzeiten in Auftrag gegebenes Gedächtnismal. Seine Inschrift lautet: *Anno domini MDXX . . . (das Todesjahr wurde nicht ergänzt!) starb der würdig und wolgelert Herr Hieronimus Winckelhofer, diser Kapell Pfrund und ewig Liechts Stifter, dem Gott genad. Amen.*

Die Reichsritter von Winckelhofen

Georg, ein Bruder des Hieronimus, war praefectus oder «Pfleger» des Fürstbischofs von Brixen in Amraß (Bez. Lienz). Er starb 1540 und hinterließ zwei Söhne, Christoph und Joachim, die nun außerhalb der schwäbischen Heimat eine neue Ära der Familiengeschichte einleiteten. Sie müssen etwa um 1530 für immer nach Tirol ausgewandert sein. Der Weg war ihnen durch den Vater Georg und durch den Onkel Hieronimus bereitet worden. Außerdem war schon seit Ende des 15. Jahrhunderts durch einen Benignus Winckelhofer, Stadtschreiber in Innsbruck, eine Beziehung zu Tirol vorhanden. Christoph und Joachim wurden im Jahr 1545 von Erzherzog Ferdinand, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand I., in den Reichsadelstand erhoben, nannten sich fortan «Ritter» oder «Freiherrn von Winckelhofen» und wurden die Begründer eines weitverzweigten und reichbegüterten Adelsgeschlechts mit vielen Besitzungen, vorweg im heutigen Südtirol. Es gab schließlich drei Zweiglinien, von denen die Brixener Linie erst 1848 erloschen ist. Auch diese «Tiroler Familie» weist im Verlauf ihrer Geschichte neben zehn Geistlichen neunzehn Inhaber von Staats- und Hofämtern oder von militärischen Chargen auf. In diese Zeit fällt auch die Verwandtschaft mit den Reichsrittern von Lachmüller, die jedoch nicht, wie Hehle meint, auf Kunigunde von Winckelhofen, eine Urenkelin des Joachim, zurückzuführen ist. Übereinstimmend auf den Stammlisten der Familien Winckelhofen und Lachmüller fand die Verbindung beider Familien erst durch die Heirat des Franz Joachim von Winckelhofen mit Catharina von Lachmüller (geb. 1697, gest. 1767) statt. Auf letztere Familie wird im folgenden noch einzugehen sein. Daß die adligen Winckelhofen im 17. Jahrhundert noch gewisse Beziehungen zu ihrer einstigen Heimatstadt Ehingen gehabt haben, geht aus einem Aktenstück von 1616 in Ehingen hervor. Darin gibt der Senior des Gesamthauses der Freiherren von Winckelhofen zwar seine Zustimmung zur Verschmelzung der beiden Winckelhofer-Kaplaneien, will aber die sonstigen in den Stiftungsurkunden

begründeten Ansprüche und Vorrechte der Familie Winckelhofen erhalten wissen.

Die Glasgemälde und ihre Geschichte¹⁰

1. Die Querformatscheibe. Es fällt angesichts der oben geschilderten Bedeutung der Familie Winckelhofer, insbesondere des Hieronymus, für die Stadt Ehingen auf, daß in der alten Oberamtsbeschreibung von Ehingen (1826) der Name Winckelhofer nur ganz nebensächlich erwähnt wird. Offenbar wurde das Interesse an den Ehinger Stadtarchivalien erst Ende des vergangenen Jahrhunderts rege, und sicher hat der im Zusammenhang mit dem Grabmal des Heinrich Winckelhofer (des Älteren) bereits genannte Stadtschultheiß Müller viel dazu beigetragen, daß durch die schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einsetzende Winckelhoferforschung Hehles¹¹ eine bedeutende Lücke in der Stadtgeschichte geschlossen werden konnte.

Im «Königreich Württemberg» ist im Ehinger Rathaus ein schöner Gotischer Schrank erwähnt,¹² der die Jahreszahl 1520 trägt, sowie die Inschrift *gemacht durch Herrn Jeronimum Winckelhofer, priester*. In diesem Schrank befand sich unter anderen Urkunden eine Prachturkunde vom 5. Februar 1509, die von Hehle und Weber gleichermaßen gewürdigt worden ist. Dieses wertvolle Stück ist als Dank der Bürgerschaft von Ehingen an ihren Wohltäter Hieronymus Winckelhofer zu verstehen. Sie enthält den Beschluß von Bürgermeister und Rat, anlässlich der bedeutenden Stiftungen ihres prominenten Mitbürgers – hier war unter anderem besonders an die Stiftung der Hieronymus-Kaplanei gedacht – ihm zu Ehren in der aus den Mitteln seiner Stiftung renovierten Ratsstube über dem Sitzplatz des Bürgermeisters *ein gebrannt groß Fenster*, also ein Glasgemälde, anbringen zu lassen. Es solle drei Hauptfiguren enthalten, den hl. Hieronymus (Namenspatron des Stifters), die Madonna mit dem Jesuskind und einen davor knieenden Priester (Winckelhofer).

Die Vorstufen zu den Winckelhofer-Scheiben in der sog. Prachturkunde, links in Perlenstickerei, rechts das Aquarell. (Beide Fotos: Corpus Vitrearum Medii Aevi Deutschland, Stuttgart; R. Wohlrabe)



Dazu solle der Name des «Stifters» nebst seinem Familienwappen angebracht werden. Die vorgesehene Darstellung ist in Form von zwei unterschiedlichen Entwürfen, merkwürdigerweise in zweierlei Technik, einer Aquarellmalerei auf Goldgrund und einer Gold-Perlen-Seidenstickerei, der Urkunde vorangestellt.¹³ Allerdings besitzen beide Bilder Hochformat, wogegen das Glasgemälde über dem Sitz des Bürgermeister mit ziemlicher Sicherheit im Querformat ausgeführt war.

Leider erlebte diese sicher bedeutende Sehenswürdigkeit beim großen Brand, durch den die Franzosen am 14. Dezember 1688 auch das alte Rathaus einäscherten, ein jähes Ende. Der Neubau des wichtigen Gebäudes wurde bereits 1702 begonnen, kam aber ins Stocken, so daß 1713 eine zweite Grundsteinlegung stattfand. Die erste Ratssitzung fand schon am 12. Januar 1714 im Neubau statt, der dann glücklicherweise den zweiten großen Stadtbrand von 1749 überstand und heute noch in Funktion ist. War also das in der Prachturkunde so genau geschilderte Kunstwerk auch längst vernichtet, so erinnerte man sich in Ehingen doch an ein kleines altes Glasgemälde im Querformat, das noch lange in der Stadt gewesen und erst in jüngster Vergangenheit von dort weggekommen war. Seine abenteuerliche Geschichte läßt sich durchs ganze vergangene Jahrhundert verfolgen: Von 1814 an war es im Besitz des Stadtpfarrers und Dekans von Ehingen, Dr. Vanotti, der durch seine lokalgeschichtlichen Forschungen auch mit Hieronymus Winckelhofer bekannt geworden war. Bei ihm fiel das Bild von der Wand. Die Scherben kamen in die Hände des kunstverständigen Oberamtsarztes Dr. Buzorini und nach dessen Tod 1854 über einen Verkäufer an Glasermeister Kienle, der eines der beiden Winckelhofer-Häuser bewohnte. Er «flickte» das Glasgemälde mit offensichtlich kundiger Hand «zusammen», verkaufte es aber um 50 fl. an den Ulmer Altertumshändler Thierer, der es 1865 an einen Pariser Kunstfreund weiterverkaufte. In Paris überstand es die Belagerung 1870/71. In dieser Zeit erfuhr der Ehinger Stadtschultheiß Müller von der Existenz des für die Stadtgeschichte so bedeutenden Dokuments und beauftragte Thierer, das Glasgemälde von seinem Pariser Besitzer zurückzukaufen, was mit vieler Mühe gelang. Seither befindet es sich im Sitzungssaal des neuen Ehinger Rathauses. Ein Vergleich dieses Glasgemäldes mit den Angaben in der Prachturkunde führte dann schon damals, ausgesprochen durch Hehle, zu der plausiblen Annahme, daß die kleine Kabinettscheibe gleichzeitig mit dem großen Fenster im Rathaus von derselben Werkstatt gefertigt und dem Hieronymus Winckelhofer vom

Magistrat für sein Haus gestiftet wurde. Dazu paßt auch die Überlieferung, daß sie sich ursprünglich im Winckelhoferschen Haus befunden hat. Wann sie dort wegkam, ist nicht bekannt. Aufgrund der Sachlage hat man also in dieser Kabinettscheibe eine zeitgenössische Kopie des großen Originals, somit ebenfalls ein kleines Kunstwerk aus der Zeit Winckelhofers zu sehen.

Beschreibung der Scheibe:

Vor grünem, großblumigem Damast steht auf grünem Blättergrund der heilige Hieronymus in weißem Gewand, rotem Mantel und Kardinalshut, hinter sich sein Attribut, den Löwen. Golden leuchtet das Kreuz seines Kreuzstabes. Mit lebhafter Geste empfiehlt er der ihm gegenüberstehenden Himmelskönigin seinen Schutzbefohlenen, den vor ihr klein und bescheiden knieenden Priester Hieronymus Winckelhofer. Maria steht auf steinernem Podest in goldener Mondsichel. Ihr weißes Gewand mit goldenen Schließen ist teilweise von einem violetten Mantel umhüllt. Goldenes Lockenhaar fällt auf ihre Schultern, und auch Zepter und Krone sind golden. Ihr Blick ist gleich dem des Jesuskindes auf ihrem Arme auf den vor ihr Knieenden gerichtet, von dessen Mund sich ein Spruchband mit leider unleserlich gewordenem Text nach oben windet.¹⁴ Hinter ihm sein vollständiges Wappen: goldene Lilie auf blauem Grund, metallblauer Helm, Helmdecken in alternierenden Farben blau und golden, Engel als Helmzier in goldenem Gewand und mit Flügeln in den alternierenden Farben der Helmdecken. Der Lilienstengel in seiner Hand fehlt. Die Szene ist von einem goldenen Rankenwerkrahmen mit schlanken seitlichen Stäben gerahmt.

Die Maße betragen 48,5 x 45 cm. Technik: Buntes Hüttenglas, roter und blauer Überfang, Silbergelb, Schwarz- und Braunlot. Angesichts des abenteuerlichen Schicksals der Scheibe ist ihr Zustand erstaunlich gut. Wenn sie heute auf den Beschauer noch als durchaus komplett wirkt, ist dies das Verdienst fähiger Restauratoren, mit dem Resultat, daß entgegen sonstigem unschönen Brauch hier kein einziges störendes «Flickstück» zu sehen ist. Bei näherer Betrachtung wird man einige Ergänzungen entdecken, so z. B. das blau ergänzte Damaststück unter dem Arm des Heiligen oder die blaue Partie der Engelsflügel, womit wohl auch das Fehlen des heraldischen «Lilienstengels» seine Erklärung findet. Der «vegetabilische» Rahmen ist wohl weitgehend nach erhaltenen Resten ergänzt worden. Vergleicht man ihn mit den Rahmen auf den Bildern der Prachturkunde, so erscheint er als Kombination aus beiden. Man darf wohl annehmen, daß die Scheibe ursprünglich nach oben gerade abschloß und daß sie



Die sog. Querformatscheibe im Ehinger Rathaus (Foto: Markus Otto)

unter dem Bild die auf der Vorlage vorgesehene Unterschrift trug: *Herr Hieronimus Winckelhofer Stifter*, vielleicht noch mit zusätzlicher Jahreszahl. Eine Abbildung der Scheibe, die wohl aus der Zeit kurz nach deren Erwerb durch die Stadt Ehingen stammt, schließt nach unten unmittelbar mit dem Bildrand ab.¹⁵ Hieraus möchte man folgern, daß die heutige Ergänzung des goldenen Rankenwerks unter dem Bild damals als beste Lösung zur Komplettierung der Scheibe gewählt wurde.

2. Die Hochformatscheibe. Zunächst ist zu erklären, daß es sich bei der in Ehingen befindlichen Scheibe nur um die Kopie eines Originals handelt, das – mit denselben Figuren wie auf der Querformatscheibe – vermutlich von Winckelhofer selbst in Auftrag gegeben wurde, um sich in Tirol «zu präsentieren». Vielleicht war es sogar einmal in mehreren Exemplaren angefertigt worden, als Geschenk für die zahlreichen Freunde und Gönner in Tirol. Der ursprüngliche Standort der Originalscheibe ist nicht bekannt, doch weiß man, daß sie sich lange Zeit in der Kapelle des Schlosses Karlsburg bei Brixen befunden hat, welches Ritter Karl Hannibal von Win-

ckelhofen, ein Enkel des Joachim, im 17. Jahrhundert erworben hatte. Als das Schloß um 1850 von einigen Bauern gekauft wurde, kam das Glasgemälde in den Besitz der oben erwähnten Familie von Lachmüller, die naturgemäß den nächsten Anspruch auf diesen alten Familienbesitz hatte, und bei der es auch bis heute geblieben ist. Die Existenz der Scheibe wurde in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts der tirolischen Glasmalereianstalt in Innsbruck bekannt, und ihrer Bitte um Erlaubnis zur Herstellung einer Kopie wurde von den Besitzern stattgegeben. Diese Kopie wurde schließlich vom Hersteller dem damaligen Bischof von Rottenburg Dr. Wilhelm von Reiser zum Geschenk gemacht. Nach dessen Tod 1898 wurde das wertvolle Stück der Schwester des Verstorbenen von der Stadt Ehingen auf Veranlassung des findigen Stadtschultheißen Müller abgekauft. Seither befindet es sich neben der anderen Winckelhoferscheibe im dortigen Rathaus.

Hehle schreibt bei seiner Schilderung der Scheibe: *So befindet sich denn das alte Originalbild heutzutage in der Hauskapelle der Familie Lachmüller in Brixen.*¹⁶ Der bedeutsame Hinweis veranlaßte den Verfasser dieser Zeilen, sich zunächst bei der erwähnten Familie

von dem Vorhandensein der Scheibe zu vergewissern und sodann der überaus freundlichen Einladung zur Besichtigung des Stadtschlusses in Brixen Folge zu leisten.¹⁷ Es handelt sich dabei um einen malerischen, in die Brixener Stadtmauer integrierten Adelssitz, zu dem das «Säbener Tor» (auch «Geisterturm» genannt) gehört. Tatsächlich fand sich das gesuchte Glasgemälde in der Hauskapelle in bestem Zustand und nach außen durch ein Drahtgitter sorgsam geschützt, wie aus der Aufnahme ersichtlich. Neben anderen Sehenswürdigkeiten interessierte besonders eine Stammliste der Familie von Lachmüller, die, wie bereits erwähnt, bezüglich der Verwandtschaft mit den Winckelhofen durchaus mit deren Stammliste übereinstimmt.

Beschreibung der Scheibe:
Vor einem Hintergrund von grünem Blätter-Damast steht auf einem weißem Kachelboden der heilige Hieronymus in weißem Gewand mit rotem Mantel und Hut. Er blickt auf das aufgeschlagene Buch in seiner Linken und besänftigt mit seiner Rechten gleichzeitig den gegen ihn aufgerichteten Löwen. Sein Kreuzstab ist silbern, mit goldenem Kreuz. Im Mittelpunkt des Bildes schwebt auf silberner Mondichel und in hellblauem Wolkenkranz die von goldenen Strahlen umgebene Himmelskönigin. Sie trägt über goldenem Brokatgewand einen blauen Mantel, und golden sind auch ihre Krone und das Lockenhaar, das ihr auf die Schulter fällt. Ihr Blick ist auf den Heiligen gerichtet, während das Jesuskind ganz der Mutter zugewandt ist. Der in weißem Priestergewand am Boden knieende Hieronymus Winckelhofer hat vor sich sein Familienwappen, jedoch nur den Schild: goldene Lilie im blauem Feld. Die Gruppe ist von einer Rahmenarchitektur umgeben. Über zwei flankierende Pfeiler mit Sockeln und Kapitellen wölbt sich ein von Maßwerk durchdrungener Rundbogen, der die Jahreszahl 1500 trägt. Putten mit Posaunen beleben das steinerne Rahmenwerk. Unter dem Bild steht auf goldener Schrifttafel: «Herr Yeronimus Winckelhofer von Ehingen Priester». Die Maße betragen 39,5 x 52 cm. Technik: buntes Hüttenglas, roter und blauer Überfang, Silbergelb, Schwarz- und Braunlot, insbesondere für die gesamte Rahmenarchitektur. Bis auf einige Notbleie scheint die Scheibe völlig intakt zu sein.

Die heute in Ehingen befindliche Kopie dieser Scheibe ist, wie die Abbildung zeigt, gut gelungen. Dennoch lassen sich kleine Unterschiede erkennen, obwohl sogar die Notbleie des Originals getreu nachvollzogen sind. Gerade diese Bemühung um Exaktheit der Nachbildung bedingt ein Fehlen der ungezwungenen Frische des Originals. Das ganze Bild wirkt härter (siehe zum Beispiel die Putten, den

Kopf des Priesters oder die stark herausgearbeitete Jahreszahl 1500). Maße: 42,0 x 54,0 cm. Die Scheibe ist von einem Rahmen aus getöntem Glas umgeben. Die Technik entspricht genau dem Original.

Vergleichende Betrachtung und Datierungsfragen

Der Reiz der Ehinger Scheiben besteht darin, daß dieselben Figuren in zwei grundverschiedenen Kompositionen dargestellt sind. Dabei gelingt es nicht, diese Scheiben nach dem unterschiedlichen Rahmenwerk in eine spätgotische und eine Renaissance-Scheibe auseinanderzuidividieren, wozu eine oberflächliche Betrachtung verführen könnte. Man darf beide Szenen trotz des Unterschieds im Rahmenwerk unbedenklich als «noch spätgotisch» bezeichnen, denn sie weichen nicht von den allgemein bekannten Vorlagen der damaligen Zeit ab. Die Renaissance kündete sich zunächst, wie in unserem Beispiel, viel eher in einem Rahmenwerk als in der Behandlung von Figuren an. Ihren Unterschied verdanken die Ehinger Scheiben nicht nur den offenbar verschiedenen Glasmalern, sondern auch ihrem unterschiedlichen Zweck und der damit verbundenen Forderung an das Format.

Es wurde bereits die Vermutung geäußert, daß die eine der Scheiben eine Auftragsarbeit Winckelhofers gewesen ist, um sich mit ihr in Tirol zu präsentieren. Damit lag das Hochformat fest, und die steinerne Rahmenarchitektur eignete sich vortrefflich für eine gewissermaßen «monumentale» Darstellung mit zunächst statuarisch erscheinenden, in Dreiecksform angeordneten Figuren und der Himmelskönigin als glänzender Mittelfigur. Dennoch ist dieses «Denkmal» nicht ohne Leben. Dieses geht vom Löwen und der beruhigenden Hand des Heiligen aus, der in seiner Lektüre gestört wurde. Übrigens ist nicht nur der knieende Priester ihm zugekehrt, sondern auch die Gottesmutter, so daß der Kardinal als eigentliche Hauptfigur erscheint. Man möchte die Szene so deuten, daß derselbe eine Messe liest und damit eine wesentliche Tätigkeit seines Schutzbefohlenen vorführt. Sicherlich ist es aber Absicht, daß der Blick des Beschauers bald auf die helle Gestalt des Priesters gelenkt wird, der sich, obwohl im Gebet verharrend, überdeutlich und recht selbstgefällig zeigt. Er «präsentiert sich».

Einen ganz anderen Zweck verfolgte das Querformatbild, mit größter Wahrscheinlichkeit eine verkleinerte Wiedergabe des großen Glasgemäldes über dem Bürgermeistersitz im Ratssaal. In diesem Fall hatte der Glasmaler von der Stadt Ehingen den Auftrag, ein Bild zu liefern, das den Dank der Bürgerschaft gegenüber ihrem Wohltäter zum Aus-



Die Winckelhofer-Scheibe in Brixen (Foto: Markus Otto)

druck bringen sollte. Daher ging es hierbei nicht um eine Repräsentation, sondern es stand das Seelenheil des beliebten Priesters im Vordergrund. Dementsprechend das Programm dieses Glasgemäldes: «der heilige Hieronymus empfiehlt der Mutter Gottes seinen Schutzbefohlenen, den Priester Hiero-

nymus Winckelhofer». Das Querformat war durch den im Ratssaal vorgesehenen Platz bestimmt, zur Rahmung eignete sich in diesem Fall eher das «herkömmliche» flexible Ast- und Rankenwerk als ein starrer Architekturrahmen aus Stein. Auch bedingte das Querformat einen anderen Bildaufbau. Das

Gewicht liegt hier auf den beiden Figuren links und rechts außen, auf dem Heiligen und der Himmelskönigin. Im Ganzen erscheint das Bild feiner und künstlerischer als das mehr «rustikale» Hochformatbild. Bewegung kommt in die Szene durch die leicht vorgeneigte Haltung des Heiligen und seine lebhafteste Geste der Himmelskönigin gegenüber, die eine Erscheinung von bezaubernder Lieblichkeit ist. Hier gehen die Blicke von Mutter und Kind, dem Wunsch des Heiligen folgend, zu dem – den himmlischen Figuren gegenüber absichtlich ganz klein dargestellten – am Boden knieenden Priester, wobei die Geste des Jesuskindes, das sein rechtes Ärmchen nach ihm ausstreckt, besonders rührend ist. Ein Vergleich mit den beiden Bildern der Prachturkunde zeigt, daß beide Vorlagen Anregungen gegeben haben, wobei der Bildrahmen mehr aus der Perlenstickerei, Figuren und Wappen hingegen aus dem Aquarell hergeleitet werden können. Wer die Bilder aus der Prachturkunde aufmerksam betrachtet, wird nun aber feststellen, daß in ihnen nicht nur die wesentlichen Elemente für die Querformatscheibe, sondern auch für die Hochformatscheibe enthalten sind. Die Strahlenkranzmadonna, die Figur des Priesters mit seinem Wappen ohne Helmzier und den Heiligen mit Buch findet man ebenso wie die Madonna ohne Strahlenkranz, den Heiligen ohne Buch und den Priester mit vollständigem Wappen. Dies beweist mit größtmöglicher Sicherheit, daß die Bilder der Prachturkunde gleichermaßen für beide Scheiben als Vorlage gedient haben. Aufgrund des der Prachturkunde beigefügten Datums darf man davon ausgehen, daß das zerstörte große Glasgemälde im Rathaus und damit wohl auch die kleine Querformatscheibe «um 1509» entstanden sind. Vermutlich erinnerte sich Hieronymus, als er dann für Tirol eine «Präsentationsscheibe» brauchte, an die im Rathaus liegende Urkunde mit den Bildvorlagen und gab danach einem Glasmaler seinen Auftrag. Hierbei ist der Unterschied in der Unterschrift zu beachten. Die Querformatscheibe nennt Hieronymus «Stifter», weil das Glasgemälde ihn als solchen ehren sollte, und weil er in Ehingen stadtbekannt war. In Tirol war es wichtig, daß er Priester war und aus Ehingen kam. Durch die Unterschrift auf der Brixener Scheibe kommt man nun auch der zunächst rätselhaft erscheinenden Jahreszahl 1500 auf die Spur, die somit keinesfalls das Herstellungsdatum derselben bedeuten kann. Wie eingangs erwähnt, fand die Priesterweihe des Hieronymus um 1500 statt, und es ist durchaus naheliegend, daß er bei seiner Präsentation mit einem gewissen Stolz die mit seinem Beruf verbundene besonders «attraktive» Jahreszahl auf die Scheibe set-

zen ließ. Trotz dieser plausiblen Erklärung ist auch eine Änderung der Jahreszahl in späterer Zeit (urspr. 1520 oder 1530, wie das Hehle annahm), etwa bei einer Restaurierung, nicht ganz auszuschließen. Jedenfalls kann man die Herstellung der Scheibe aufgrund dieser Überlegungen um einiges in die Jahre nach 1509 verlegen, wodurch auch der, doch recht deutliche, Renaissancecharakter des Bildrahmens (nicht der Figuren!) eine einleuchtende Erklärung findet.

Anmerkungen, zugleich Literaturhinweise

- 1 J. Hehle, Geschichtliche Forschungen über Ehingen und Umgebung, Ehingen a. D. 1925
- 2 F. M. Weber, Geschichte einer Oberschwäbischen Stadt, Ehingen (Donau) 1955
- 3 Vgl. hierzu J. Hehle (s. Anm. 1) S. 114–126 und F. M. Weber (s. Anm. 2) S. 313–318
- 4 Vgl. hierzu J. Hehle (s. Anm. 1) S. 117: die lateinische Inschrift eines vormals in der Klosterkirche Roggenburg befindlichen Grabsteines lautet zu deutsch: *Im Jahr 1280 starb der ehrwürdige Vater in Christo und Herr Ulrich Winckelhofer von Ehingen, Propst dieser Kirche.*
- 5 vom Bürgermeisteramt Ehingen freundlich zur Verfügung gestellt
- 6 Sein abgeschliffener Grabstein wurde bei der Erneuerung der Klosterkirche 1879/81 mit anderen entfernt (frdl. Mitteilung von Herrn Wackler, Heimatmuseum Lorch).
- 7 Seine Grabplatte steht heute noch an der Wand einer auf der Südseite des Chors der Michaelskirche befindlichen Portalvorhalle, ein Meisterwerk spätgotischer Steinmetzkunst, das den Verstorbenen mit seinem Wappen und entsprechender Umschrift darstellt.
- 8 Die Anregung dazu ging von Hehle aus.
- 9 Vgl. J. Hehle (Anm. 1) S. 123: *Causarum regalium per totum imperium Romanum Sollicitator apostolica et imperiali auctoritate.*
- 10 Vgl. hierzu J. Hehle (s. Anm. 1) S. 152–158 und F. M. Weber (s. Anm. 2) S. 318/19
- 11 J. Hehle, Die Patrizierfamilie der Winckelhofer, in: *Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte* 3, 1880, S. 48 ff. und 132 ff.
- 12 Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden, 4. Band, Donaukreis, S. 103, Stuttgart 1907
- 13 abgebildet in F. M. Webers Buch (s. Anm. 2) S. 317. Ich danke Herrn Dr. Rüdiger Becksmann von der Arbeitsstelle CORPUS VITREARUM MEDII Aevi, Stuttgart, für freundliche Überlassung zweier erst kürzlich hergestellter Aufnahmen zur Wiedergabe in dieser Arbeit, und ich danke ihm herzlich für freundliche Ratschläge und Durchsicht des Manuskripts.
- 14 Der Text dürfte, entsprechend dem Aquarell der Prachturkunde, *o fili dei miserere* (oder: *reminiscere*) *mei* – *o Sohn Gottes, erbarme dich* (oder: *gedenke*) *meiner* gelautet haben. Es ist also das Jesuskind und nicht die Mutter angesprochen, wodurch auch die reizende «Ärmchengeste» des Kindes ihre Motivierung findet.
- 15 E. Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmäler im Königreich Württemberg, Donaukreis 1, 1979, S. 27
- 16 Vgl. J. Hehle (s. Anm. 1) S. 156
- 17 Mein herzlicher Dank gilt an dieser Stelle dem hochbetagten Rechtsanwalt, Herrn Dr. Wilhelm Reichsritter von Lachmüller, der freundlich meiner Besichtigung seines Hauses zustimmte, sowie seiner Tochter, Frau Pipsi, Freifrau von Lachmüller, welche die Korrespondenz mit mir führte und mir bei meinem Besuch alle Sehenswürdigkeiten ausführlich vorführte.

Adolf Valentin Saile

Ein Glasmaler in Stuttgart

Seit über hundert Jahren besteht die Glasmalerei-Werkstatt Saile in Stuttgart. Adolf Valentin Saile setzt die Tradition dieses künstlerischen Handwerkes nunmehr in der dritten Generation fort. Sein Großvater Valentin Saile kam aus Hirrlingen bei Rottenburg und gründete im Jahre 1868 die Werkstatt in Stuttgart. Er fertigte nicht nur Kirchenfenster an, sondern auch Kunstverglasungen für Türen oder Treppenhäuser. Bis zum Jahre 1919 führte er sein Haus. Er war damals 78 Jahre alt. Dann übertrug er die Leitung an seine beiden Söhne Wilhelm und Adolf. In den für die Glaswerkstatt besonders fruchtbaren Jahren zwischen den beiden Weltkriegen hat das Haus Saile zahlreiche Kontakte mit Künstlern gepflegt. Mit den Professoren der Stuttgarter Akademie Altherr und Hölzel arbeiteten sie sehr eng zusammen. Adolf Valentin Saile ist übrigens der letzte noch lebende Hölzel-Schüler. In den zwanziger Jahren hat Hölzel ein Fenster für das Pelikan-Werk in Hannover entworfen. Zusammen mit Wilhelm Saile hat Hölzel das Fenster komponiert. Adolf Valentin Saile hat diesem Prozeß beigewohnt, so daß er es nach der Zerstörung durch Kriegsbomben an Hand von Hölzel-Zeichnungen wieder neu nachschaffen konnte.

Hölzel bekam damals auch den Auftrag, seine Farb- und Kompositionsideen in Form von Glasmalereien niederzulegen. Wilhelm Saile führte die Entwürfe aus. Hölzel dankte ihm mit einem Fenster, das den Titel «Der Glasmaler» trägt.

Im Zweiten Weltkrieg wurde mehr als die Hälfte der Werkstatt zerstört. 1946 begann man mit dem Wiederaufbau. Hierfür war nun die dritte Generation verantwortlich. Adolf Valentin Saile, der bei Hölzel studiert hatte, übernahm die Leitung. Damals wurde auch die Staatliche Akademie der Bildenden Künste neu konstituiert. Die ersten Verhandlungen mit Architekten, Malern und Bildhauern wurden im Hause Saile geführt. Während dieser Verhandlungen einigte man sich auch auf einen Lehrauftrag für Glasmalerei, Adolf Valentin Saile hatte diesen bis 1965 inne.

Vor nicht ganz 50 Jahren (1934) hat Adolf Saile sein erstes Glasfenster entworfen und ausgeführt. Es ist heute noch im linken Seitenschiff von St. Peter und Paul in Esslingen zu betrachten (Abb. 1). Es handelt sich hier um ein Doppelfenster. Auf sechs Feldern ist die Christusgeschichte dargestellt. Die Leserichtung geht von unten nach oben. Am Ende der beiden Erzählstränge sitzen trauernde Engel in Bogen-

Ehrenfried Kluckert

feldern. Die Szenen aus dem Leben des Herrn sind reduziert und konzentriert auf die Kindheit und die Passion: Auf die «Darstellung Christi im Tempel» und die «Flucht nach Ägypten» folgt «Christus, den Schriftgelehrten predigend». Daneben im thematisch strengen Kontrast die «Kreuztragung». Darüber dann: «Kreuzigung» und «Grablegung». Die Dramatik des Geschehens wird zweifellos durch die unvermittelte Gegenüberstellung von «Kindheit» und «Leiden Christi» erhöht. Diese ikonologisch äußerst seltene Motivverteilung findet sich in abgewandelter Form in dem riesigen Glasfenster der Esslinger Stadtpfarrkirche. Das Fenster stammt aus dem 13. Jh. und verbindet die Szenenfolgen «Ver-

Abbildung 1: Esslingen, Peter-und-Pauls-Kirche. 1934



kündigung – Taufe» und «Gefangennahme – Auferstehung» miteinander. Dieser weitläufige Erzählraum stand Saile in dem verhältnismäßig kleinen Fenster natürlich nicht zur Verfügung. Doch kann man annehmen, daß er sich vor dem mittelalterlichen Fenster der Nachbarkirche inspiriert hat.

Abgesehen von dieser ikonologisch außergewöhnlichen Erzählstruktur scheint Saile viel vom mittelalterlichen Formengefühl übernommen zu haben. Gestik und Haltung der Figuren wirken in der zuweilen sperrigen Formulierung mittelalterlich. Die Gesichter sind nach einem durchgehenden Ausdrucksschema gestaltet. Individuelle Gesichtszüge kann man kaum herauslesen. Ein weiteres typisch spätmittelalterliches Merkmal: Der Figurenraum beginnt mit der vordersten Ebene des Bildraumes. Man schaut also wie in einen Guckkasten auf das Geschehen. Eine Ausnahme bildet lediglich die «Grablegung»: Hier hat Saile den Sarkophag schräg in den Raum gestellt, um im Vordergrund den Ölkrug unterbringen zu können.

Auf der anderen Seite hat Saile aber auch versucht, das Stilideal der Moderne in seine Komposition einzubringen. Der Bildraum ist «expressionistisch» an- und ausgefüllt. Die Figuren drohen ihn zu sprengen. Man ist an vergleichbare Figurenmuster, die in den Bildern Beckmanns auftauchen, erinnert. Die zahlreichen Überschneidungen durch die Leisten des Fensterkreuzes sorgen ebenfalls für diese Art der Figurenanhäufung im Raum.

Das südliche Chorfenster der Stuttgarter Stiftskirche (Abb. 2) vermittelt dagegen einen anderen Eindruck von Sailes Form- und Kompositionskunst. Das Fenster entstand im Jahre 1954 – zusammen mit den beiden anderen Fenstern, die Rudolf Yelin und Wolf Dieter Kohler angefertigt haben. Das Gesamtthema beschreibt das Erlösungswerk Christi. Im mittleren Fenster – das ist ikonologisch festgelegt – werden «Christi Einzug in Jerusalem», das «Abendmahl», die «Kreuzigung» und die «Auferstehung» dargestellt. Dieser über die wichtigsten Stationen ablaufende Passionszyklus – mit der entsprechenden Vor- und Nachgeschichte – wird von Szenen der Offenbarung des Johannes gerahmt. Im linken Fenster zählt Kohler die Plagen auf – wie z. B. die Flüsse zu Blut werden und Flammen vom Himmel schießen – und im rechten Fenster (Abb. 2) entfaltet Saile das furiose Schlußthema dieses einzigartigen biblischen Schriftstückes: *Und ich trat an den Rand des Meeres und sah ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuptern Namen der Lästörung.*

Saile hat dieses Untier vor eine imposante Groß-

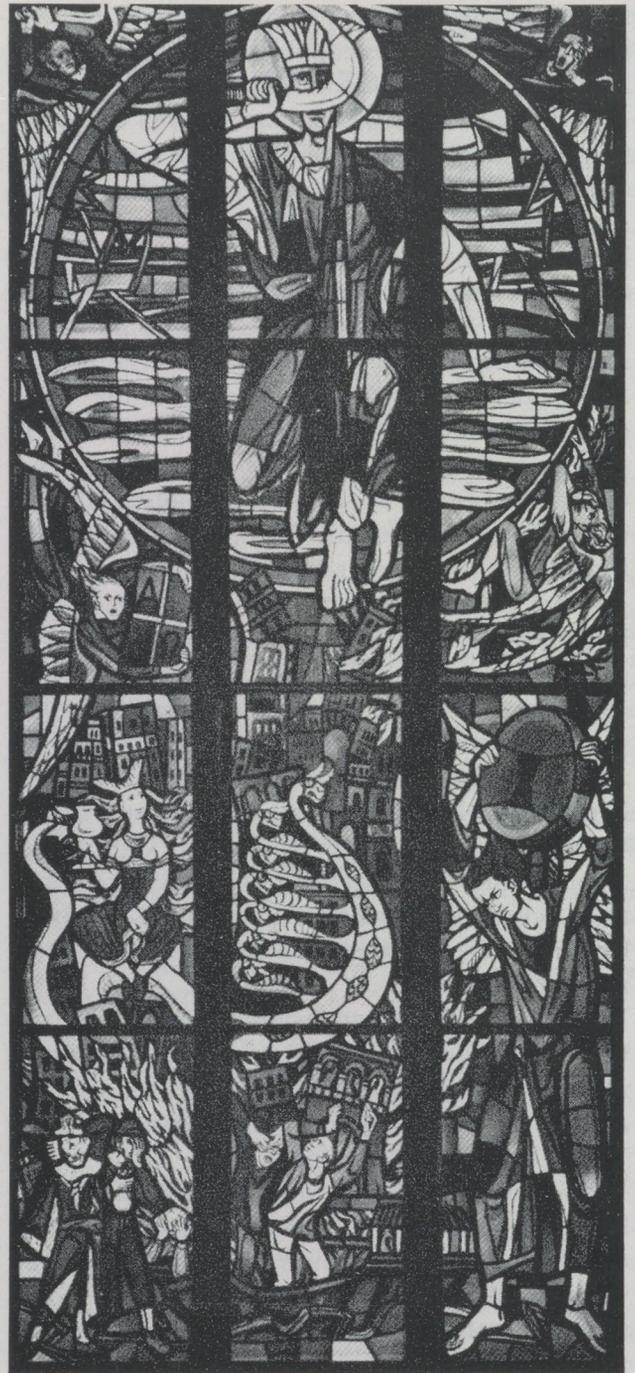


Abbildung 2: Stuttgart, Ev. Stiftskirche; apokalyptische Szenen. 1934 (Foto: H. Schmidt-Glaßner)

stadtkulisse gestellt, dessen Häuser zum Teil brennend zusammenstürzen. Kaufleute und Handwerker fliehen. Über ihnen steht ein riesiger Engel und schleudert einen Mühlstein auf sie herab. Das ist eine aktuelle Apokalypse – das sind die Bombennächte des Zweiten Weltkrieges. Zur Ergänzung möchte man noch die Parallelstelle aus dem Alten Testament zitieren. Der Prophet Daniel hatte ebenfalls eine Vision von einem Drachen: *Das Tier war greulich und schrecklich und sehr stark und hatte große eiserne Zähne, fraß um sich und zermalmte alles!* Über dieser Schreckensszene sitzt in einem Tondo,

der von vier Engeln getragen wird, eine bekrönte Figur, die sich eine Sichel vor das Gesicht hält. Die so in der Offenbarung beschriebene Gestalt wird bei Lukas erklärt. Es handelt sich um «des Menschen Sohn», der die Welt von den Sünden erlösen wird. Man könnte mit der Bibel in der Hand jede einzelne Szene der Offenbarung – zumindest, was die letzten dreizehn Kapitel angeht – identifizieren. Das wohl erste surrealistische Schriftstück der abendländischen Literatur ist in unvergleichlichen Bildern festgehalten worden. Surrealistisch möchte ich aber Sailes Szenen nicht nennen. Sie setzen im traditionellen Bildmuster die Visionen des Johannes um – sind also im mittelalterlichen Sinne «realistisch» –. Das Visionäre, das Phantastische resultiert aus den Farben – genauer: es wird durch bestimmte Kompositionsweisen und Detailkonstruktionen inszeniert. Saile hat scharfe Kontraste geschaffen. Die verschiedenen, zweifellos dominierenden Rottöne werden in einem dunklen Lila intensiviert und hellen sich jäh auf in einem grellen Gelb. Sanftere Grüntöne versuchen verhalten eine Komplementär-Wirkung zu suggerieren. Doch bleibt diese immer im Hintergrund. Nicht der Wechsel rot-grün oder lila-gelb schließt den Farbkreis dieses Fensters, sondern die schroffe Gegenüberstellung von hellblauen und hellgelben Flächen mit düster dunkelroten Glasteilen. Ein harmonischer Farbzirkel ist also nicht beabsichtigt. Die Fensterwand ist keine «Leinwand aus Glas», sondern eine Glaswand, die zu zerspringen scheint. Sailes Fenster sind offen, lassen Licht in den Raum, fließen und verwandeln dadurch die farbliche Wirkung des Chors. Das Glas wird also zum Medium, Licht dynamisch in den Kirchenraum zu führen. Sailes Fenster setzt sich in dieser Hinsicht deutlich von den benachbarten Fenstern des Chores ab. Während Yelin und Kohler noch verhältnismäßig traditionell die geschlossene Farb-Form-Komposition gewählt haben, um eine Bildwirkung zu erreichen, versuchte Saile durch das Bild, durch das einzelne Glaselement eine sprühende Lichtwirkung zur Entfaltung zu bringen. Dem Licht wird also – ganz im mittelalterlichen Sinne – eine symbolische Kraft zugemessen. Die Lichtfunken verweisen auf den göttlichen Zorn, der die apokalyptischen Szenen begleitet.

Vergleicht man das Esslinger mit dem Stuttgarter Fenster, dann bemerkt man bald, daß die Unterschiede auf eine konsequente künstlerische Entwicklung verweisen. Die Figuren sind schlanker und – «materialgerecht» – etwas kantiger geworden. Dann kann man Sailes Drang zur individuellen Physiognomie feststellen.

Das mehr oder weniger einheitliche Gesichtschema

– in Esslingen noch dominierend – wird in Stuttgart aufgelöst. Der Zorn des Engels, die Geilheit der «Hure von Babylon» oder die Angst der unter den Trümmern zugrunde gehenden Sünder erscheinen wie «Bedeutungs-Chiffren» auf den Gesichtern der betreffenden Personen. Auch rückt nun der künstlerische Nährboden «Moderne Malerei» stärker in den Vordergrund: Während in Esslingen noch Gegenstandsattribute wie Leuchter, Krug oder Sarkophag die Räumlichkeit des Bildes geklärt haben, werden in Stuttgart die Häuser der Stadt schon weitgehend abstrakt aufgefaßt. Wie ein Ornament staffeln sich die Gebäudeformationen nach oben – bis zum Tondo, in dem die geheimnisvolle «Sichelfigur» sitzt. Ihr Hintergrund läßt jede gegenständliche Anspielung vermissen; man könnte schon fast von einer abstrakten Himmelsarchitektur sprechen.

In den fünfziger Jahren hat Adolf Valentin Saile sehr viele Fenster gestaltet. Neben dem schon erwähnten Lehrauftrag für Glasmalerei hat er beispielsweise zusammen mit Yelin und Kohler ein Fenster für die «Landesausstellung Baden-Württemberg» (1955) im Auftrag des evangelischen Oberkirchenrates angefertigt. Es folgten Fenster für die Stadtkirche in Leonberg und die Martinskirche in Kornwestheim – und viele weitere Kirchenfenster vorwiegend in Württemberg.

Einen besonderen Rang nimmt in seinem Werk das kleine Fenster in der Murrhardter Stadtkirche ein (Abb. 3). Das ehemalige Gotteshaus eines Benediktinerklosters aus dem 9. Jahrhundert zählt zu einem der kunsthistorischen Höhepunkte spätromantischer Architektur in Süddeutschland. Die Apsis der zwischen 1220 und 1230 entstandenen Walterichskapelle beschreibt einen Dreiviertelkreis. Das östliche Fenster ist von einem reichgestalteten Ornamentkranz umgeben. Das an der Außenlaibung emporwuchernde Bandgeflecht erinnert im Detail an die Schmuckleisten von Wikingerschiffen oder irischen Evangelienbüchern. Desgleichen die knospenartigen Ranken unter dem Flechtwerk und im Gewände des Fensters. Zwei Löwen thronen auf dem Fenstersims, das von merkwürdigen Kapitellen gestützt wird: Hier kämpft ein dämonenartiges Wesen mit Schlangen oder Drachen; gegenüber tragen zwei Männchen die Deckplatte des Kapitells. Und über dem Scheitelpunkt des Fensters blickt aus den Blendarkaden ein mächtiges Löwenhaupt herab.

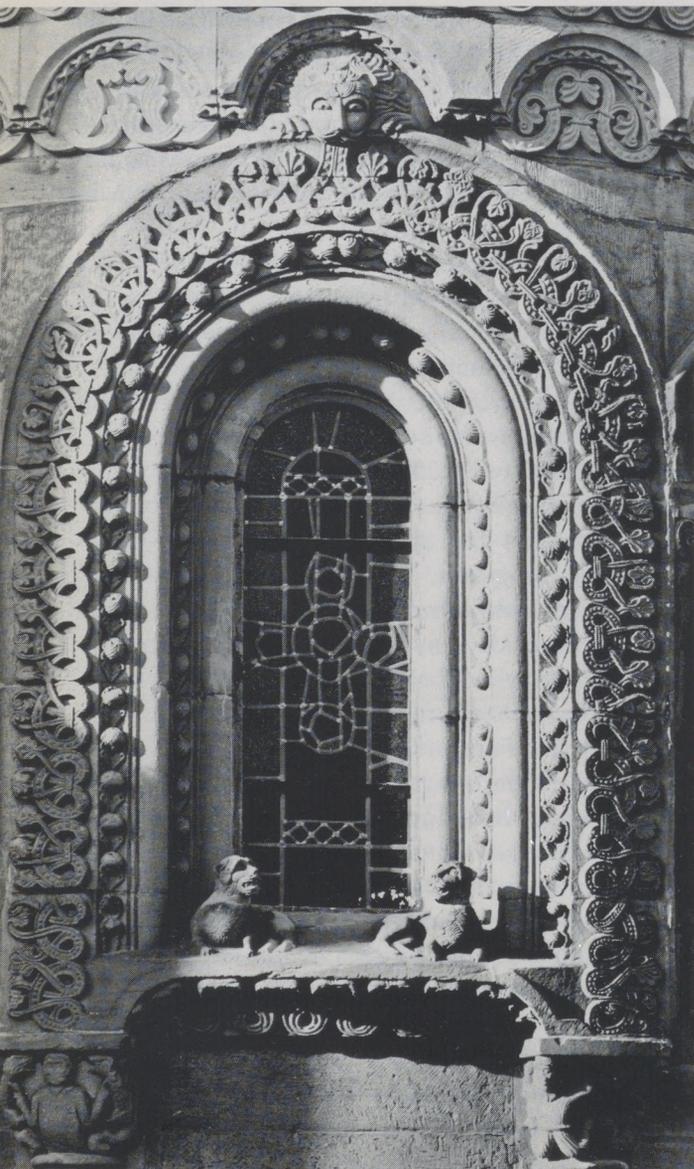
Die Ornamentik des Fensters erzählt Skurriles – was bleibt dem Glasmaler? Als Saile im Jahre 1972 den Auftrag übernommen hatte, war ihm wohl klar, daß er in keine «erzählerische Konkurrenz» mit dem Bauschmuck treten könne – schon deswegen nicht, um dem Stilgefühl des 20. Jh. gerecht zu werden.

Die Romanik ist zu Gast in unserer Zeit – diese muß ein würdiger Gastgeber sein!

Saile hat ein Kreuz komponiert, dessen abgerundete Einzelteile den Proportionen des ornamental Details entsprechen. Ferner ist das Fensterfeld mit Rauten- und Rechteckformen ausgefüllt – gleichsam das Kreuz rahmend. Der vielgestaltige plastische Fensterschmuck geht in eine beruhigte Glasfensterzone über. Lediglich die Kreuzmuster oben und unten dürfen als Reverenz an die spätromanische Ornamentik verstanden werden. Die weit auseinanderliegenden Jahrhunderte schließen in Murrhardt einander nicht aus, Glasfenster und Skulptur ergänzen sich. Das Kreuz entfaltet die diffizile Ornamentik und umgekehrt: im Kreuz kommt die Dynamik des Fensterschmucks zur Ruhe.

In den folgenden fünf Jahren hat Saile Fenster für

Abbildung 3: Murrhardt, Stadtkirche. 1972
(Foto: A. Waldenbach)



die Stadtkirche in Bietigheim (1972), für die Georgskirche in Nördlingen (1973), für die Stadtkirche in Weinsberg (1973) sowie für Kirchen in Gruibingen (1974) und Öllingen (1975) gemacht. Man kann sagen, daß sich in diesen Jahren ein künstlerischer Stil gefestigt hat. Eine «Saile-Handschrift» ist eigentlich schon seit dem Stuttgarter Fenster unverkennbar. In Stuttgart ist der Drang zur monumentalen Figur zu verspüren gewesen – hervorgerufen durch den Kontrast mit kleineren Figuren und Figurengruppen. Das Kombinieren von Figuren unterschiedlicher Größe – zweifellos ein Moment, das zur Dramatisierung des Handlungsablaufes beiträgt – ist im Chorfenster von Obereisesheim (Abb. 4) ausgeglichen worden. Statt dessen zeigt das im Jahre 1977 fertiggestellte Fenster eine Monumentalisierung der Gesamtszenen. Das zwölfteilige Fenster ist von einer Art Figurenornament überzogen – man könnte schon fast von einer Massenszene sprechen. Es handelt sich aber um keine einheitliche Szene, sondern um einen Handlungsablauf, der den Beginn und die Erfüllung der Passion Christi schildert. In den unteren drei Bildfeldern erkennt man den Einzug Christi nach Jerusalem und das Abendmahl. Darüber die «Kreuzigung» und «Drei Marien am Grabe». Dann erscheint – aufgeteilt in sechs Felder – «Christus der Weltenherrscher in der Mandorla», umgeben von Aposteln und Gläubigen. Die Rechte ist zum Segensgestus erhoben, in der Linken trägt er das Buch des Lebens. Der innere Strahlenkranz und die prächtige Thronarchitektur bestärken die Vermutung, daß in dieser Szene die Apokalypse angedeutet werden sollte. Damit wird die gesamte Komposition thematisch abgerundet: Durch die Passion Christi, deren Beginn und Ende gezeigt wird, findet der Mensch Erlösung, die ihm am Jüngsten Gericht zuteil wird. Eine kompositorische Schlüsselstellung nimmt diesbezüglich der Engel ein, der zwischen der Kreuzigung und den drei Marien auf dem Sarkophag sitzt. Er bedeutet den drei Frauen, daß der Herr auferstanden ist – seine Rechte weist nach oben zum Thron Gottes. Diese thematische Variante hat zu einer ungewöhnlichen Bildstruktur geführt: In der mittleren Bildzone befinden sich Christus (Abendmahl), der Engel und Christus in der Mandorla (Thron Gottes) übereinander. Diese Bildfolge beschreibt das eben schon angedeutete heilsgeschichtliche Leitmotiv: «Der Mensch kann auf Erlösung hoffen». Für diese geniale Bildidee opferte Saile die traditionellen Bildvorstellungen der christlichen Ikonologie: Das Abendmahl wird über die rechten beiden Bilder verteilt, so daß Christus im Zentrum der unteren drei Glasfenster sitzt. Die Kreuzigung wird an die Seitenzone «verbannt», so

daß der Engel den bedeutungsschweren Hinweis geben kann. Nun kommt es zum Wechsel von der irdischen zur himmlischen Zone: Apostel und Gläubige schauen auf zum Thron Gottes.

Diese eindeutig und konsequent angelegte theologische Bildstruktur steht im Einklang mit der Gesamtkomposition: Figurengruppen wechseln ab mit Einzelpersonen in einem auf Achsensymmetrie angelegten Muster: An den beiden Seiten die Gruppen – im Zentrum die Einzelfigur.

Die Betrachtung des Details verrät eine noch strengere Handhabung der Figurengestaltung. Mimik und Gestik sind wieder mehr dem mittelalterlichen Stilideal verpflichtet. Das kommt besonders gut bei den drei Frauen am Grabe Christi zum Ausdruck – die Gruppe könnte einer mittelalterlichen Handschrift entlehnt sein – sie trägt schon fast ottonische Züge. Dagegen ist der Hintergrund weitgehend abstrakt gestaltet worden – nur in der Abendmahlsszene wird Architektur angedeutet. Ottonisches und Abstraktes schließen einander nicht aus – ganz im Gegenteil: Die mittelalterliche Figur – kein realistisches Abbild, sondern symbolischer Bedeutungsträger – verlangt nach einer gegenstandslosen Umgebung. Diese hat Saile jedoch nicht im mittelalterlichen Sinne abstrakt formuliert, sondern modern-konstruktivistisch. So erreicht die heilsgeschichtliche Aussage den Gläubigen des 20. Jh. in einer vertrauten Bildsprache.

Es ist heute sicherlich nicht einfach, christliche Kunst zu machen und deren Inhalt zu vermitteln. Die Symbolsprache des Mittelalters kann dafür nicht in Frage kommen, da deren Bedeutungsgehalt für den Gläubigen weitgehend abhanden gekommen ist. Das Glasfenster verlangt nach einer eindeutigen Aussage. Farbkompositionen wären denkbar – sie sind auch oft anzutreffen –, doch Gottes Wort, wenn schon nicht innerlich vernommen, soll anschaulich werden. Adolf Valentin Saile beweist Mut zum ikonologischen Experiment. Er rafft die Ereignisse der Heilsgeschichte und kleidet sie in bekannte Bildmuster. Eine Kreuzigung und ein Abendmahl werden unmittelbar erkannt. In der Kombination mit dem Thron Gottes aber ergibt sich eine neuartige Aussage, die ebenso spontan einleuchten mag: «Opfertod Christi (Kreuzigung), um die Menschen (Abendmahl) zu erlösen (Thron Gottes)».

Einen ähnlichen Mut zur theologischen Aussage hat Saile in einem der drei Chorfenster von Roßwälden (Abb. 5) – entstanden im Jahre 1980 – bewiesen. Folgende Szenen verlaufen von unten nach oben: «Geburt Christi», «Moses mit den Gesetzestafeln» und «Sündenfall». Im spitzbogigen Abschluß leuchtet das Auge Gottes. Daneben Sonne und Mond sowie

Wolken, Wasser, Pflanzen und Vögel. Hier kann es sich nur um eine Andeutung der Schöpfungsgeschichte handeln, die mit dem darunter befindlichen Sündenfall zusammengezogen wurde. Neben dem ersten Menschenpaar tummeln sich die Tiere des Wassers und der Erde. Vom Baum der Erkenntnis gehen Äste und Blätter ab, die wie ein Ornamentstreifen die drei rechteckigen Fenster an den Seiten rahmen. Der Stamm des Baumes erscheint dann in

Abbildung 4: Obereisesheim 1977 (Foto: Dieter Geißler)

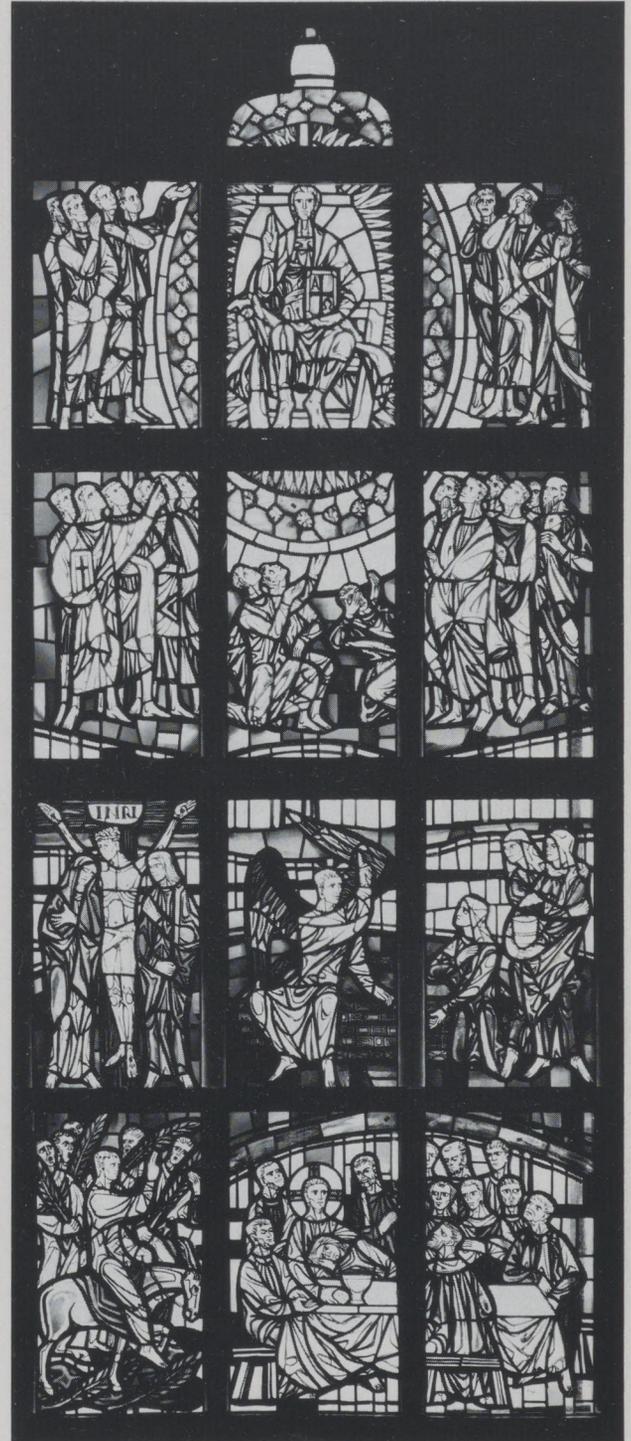




Abbildung 5: Rosswälden, Evangelische Kirche. 1980

der Hüttenarchitektur der Geburtsszene wieder. Vielleicht ist hier eine Anspielung auf den Stamm-
baum Christi gemeint. Im mittleren Fenster er-
scheint Moses mit Propheten, die die Ankunft des
Herrn vorausgesagt haben, und Königen vom
Stamm Israel. Moses steht auf einem Hügel. Er hat
gerade die Gesetzestafeln empfangen. Die Themen-
gliederung ist mehrschichtig: Die Schöpfungs-
geschichte wird mit dem Sündenfall kombiniert.
Durch letzteren verliert der Mensch das Paradies.
Als Pendant erscheint im unteren Fenster die Ge-
burt des Erlösers. Daß zwischen der Schöpfung und
der Geburt Christi, zwischen dem Alten und dem
Neuen Testament kein Bruch, sondern heilsges-
chichtliche Kontinuität waltet, hat Saile durch die
zentrale Stellung Moses und durch die Andeutung
der «Wurzel Jesse» anschaulich machen wollen: Das
Gesetz Gottes bestimmt den Heilsweg des Men-
schen; die Propheten haben das vorhergesagt und
auf den Erlöser verwiesen, der «genealogisch»
durch die Könige des Alten Testamentes schon
«vorgeschrieben» wurde.

Dieses sehr junge Glasfenster von Adolf Valentin
Saile setzt sich in formaler Hinsicht von den übrigen
Arbeiten ab. Unverkennbar ist eine auf das Detail fi-
xierte Fabulierfreude zu bemerken: Fische oder See-
sterne schwimmen zwischen Algen – wie in einem
Aquarium – umher; und die Krone des Lebensbaumes
muet wie ein Blumen- und Fruchtestilleben an.
Die vom Obereisisheimer Fenster her bekannte
strenge Figurenordnung trifft lediglich für das Mo-
ses-Fenster zu. Trotz strenger Achsensymmetrie er-
scheinen die Figuren in einem zarten Verbund mit
den Ästen und Blättern des Baumes. Diese freundliche
formale Geste darf als Hoffnungszeichen ver-
standen werden – nur so kann wohl ein «Sünden-
fall» in einem Chorfenster begründet werden.

Adolf Valentin Saile ist bis heute seinem Stil treu ge-
blieben, ohne sich jedoch einer künstlerischen Ent-
wicklung enthalten zu haben. Bedeutend ist für ihn
das ikonologische Problem: In welcher Weise und
mit welchen Szenen können heilsgeschichtliche
Aussagen formuliert werden? Die Ergebnisse sind
für den Gläubigen anschaulich. Über eine versteh-
bare Formensprache erhält er rasch Zugang zum bi-
blischen Geschehen. Dabei hat sich Saile modernen
Tendenzen der Komposition nicht widersetzt – ob-
wohl er dem Figurativen verhaftet bleibt. Da Saile
mit dem Licht als stilbildenden Faktor der Glasmale-
rei rechnet, gewinnen seine Figurenkompositionen
abstrakte Züge. Das Licht löst die Konturen auf und
verwandelt das Glasszenarium in gleißende Farb-
muster, in denen die Figur jedoch nie ganz ver-
schwindet.

Kloster Schöntal (1157–1982)

Abtei – Seminar – Bildungshaus

Heribert Hummel

Am 15. März 1982 werden es auf den Tag genau 825 Jahre, daß die 1802 durch Württemberg aufgehobene Zisterzienserabtei Schöntal an der Jagst (Hohenlohekreis) erstmals in einer Urkunde erwähnt wurde. Kaiser Friedrich Barbarossa nahm damals die durch den Edlen Wolfram von Bebenburg geschene Klosterstiftung in seinen Schutz. Die Anfänge des Klosters liegen freilich – wie so häufig – im Dunkel. Sie dürften schon um das Jahr 1153 liegen. Im kaiserlichen Schutzbrief ist noch nicht von Schöntal (lateinisch: *Speciosa Vallis*) die Rede, sondern von Nuwesezen, was man heute gerne mit Neusaß übersetzt. Tatsächlich hat sich auch bis heute oberhalb der Klosteranlage ein Ort Neusaß erhalten, der freilich nur noch aus einer gotischen Wallfahrtskirche mit einem Nebengebäude (Forstamt) und Fischweiher besteht. In einer Bestätigung der Klosterstiftung durch den Würzburger Bischof von 1163 ist dann erstmals davon die Rede, daß der Ort einst Nusaze, jetzt aber *Speciosa Vallis* heiße. Die Frage, ob zwischen 1157 und 1163 das Kloster vom Berg hinab ins Jagsttal verlegt wurde oder ob nur eine Namensänderung vorgenommen wurde, läßt sich wohl nie ganz entscheiden. Nicht einmal die klösterliche Tradition, wie sie sich in zahlreichen Handschriften zur Geschichte Schöntals aus dem 17. und 18. Jahrhundert spiegelt, kam da zu einer einheitlichen Auffassung. Bei den oft glanzvoll gefeierten Klosterjubiläen – etwa 1657 zur 500-Jahr-Feier – hielt man sich jedenfalls an das Jahr der ersten urkundlichen Nennung. Auch 1957 hielt man sich an dieses Datum für eine kleine 800-Jahr-Feier in Anwesenheit des damaligen Ministerpräsidenten Dr. Gebhard Müller. Die kleine Feier hatte aber immerhin den Anlaß gegeben, die hochbarocke Klosterkirche zuvor renovieren zu lassen. Bei der Gelegenheit wurden dann auch die unzähligen kleinen Freskenbilder an den Wänden und Pfeilern der dreischiffigen Hallenkirche wieder aufgedeckt, die 1788 auf Geheiß des letzten Abtes, Maurus Schreiner (1784–1802), übertüncht worden waren. Die Forderung des Frühklassizismus nach dem reinlichen Weiß der Wände war damals schon in das reichlich abgelegene Jagsttal gedrungen. In den 25 Jahren seit 1957 hat sich in Schöntal vieles geändert. Die vor einem Jahrzehnt durchgeführte Gemeindereform in unserem Bundesland machte aus dem außerhalb der Klostermauern kaum besiedelten Klosterort eine Großgemeinde mit zahlreichen Teilorten. Da sind die Überlegungen nur sinn-

voll, das Rathaus in die nicht mehr voll genutzte Klosteranlage zu verlegen, wo ja schon seit 1803 die örtliche Gemeindeverwaltung ihre bescheidenen Räume hat. Dient seither der Nordflügel der Alten Abtei, ein schöner Renaissancebau von 1617/1618, diesem profanen Zweck, so soll das künftige Rathaus im alten Offiziantenbau und der Schweizerei eingerichtet werden, die den westlichen Teil des ersten Klosterhofes ausmachen. Eine beträchtliche Sorge um die Klosteranlage in ihrem Kernbereich mit barockem Abtei- und Konventbau mußte mit Ende des Schuljahres 1974/75 sich melden. Das in diesen Räumen 1810 durch König Friedrich von Württemberg eingerichtete Evangelisch-theologische Seminar Schöntal wurde aufgelöst. Nicht zwangsweise wie im Juli 1941, als die Räume zugunsten einer nationalsozialistischen Heimschule beschlagnahmt wurden, sondern aufgrund der Bildungsreform im Gymnasialbereich. Um das Kursystem der reformierten Oberstufe durchführen zu können, entschloß sich die Evangelische Seminarstiftung, der seit 1928 die Seminare Blaubeuren, Maulbronn, Schöntal und Urach unterstehen, zur Auflösung von Schöntal und Urach und zur Verlegung der Seminaristen nach Blaubeuren und Maulbronn. Die von vielen bedauerte Auflösung hatte in Schöntal auch zur Folge, daß für die evangelische Gemeinde ein neuer Gottesdienstraum geschaffen werden mußte. Da die Klosterkirche nach der Aufhebung der Abtei (1802) katholisch geblieben und 1807 förmlich zur katholischen Pfarrkirche erhoben worden war, feierte man den evangelischen Gottesdienst im großräumigen ehemaligen Festsaal des Klosters. Die neue Situation nach 1975 fand eine überaus glückliche Lösung: Die Torkapelle zum heiligen Kilian aus dem frühen 14. Jahrhundert, nach 1802 zu einem Lagerraum degradiert, wurde innen und außen glanzvoll restauriert und dient jetzt als evangelische Kirche. In nächster Nähe, im inneren Torhaus, wurde inzwischen das zugehörige Pfarramt eingerichtet. Größere Sorge bereitete die Weiterverwendung der bislang für das Seminar genutzten Bauten. Aus dem Wissen heraus, daß die beste Baudenkmalpflege noch immer die ist, die leere Bauten einer sinnvollen und angemessenen Nutzung zuführt, konnte das Land Baden-Württemberg noch 1975 die Diözese Rottenburg-Stuttgart dazu gewinnen, die Räume zu pachten, um darin ein Bildungshaus für die nordwürttembergischen Dekanate einzurichten. Obwohl mit umfangreichen

Bau-, Sanierungs- und Renovierungsmaßnahmen erst 1977 begonnen wurde, konnte doch schon im Oktober 1979 das Bildungshaus feierlich eröffnet werden. Hierbei bezahlte das Land die Instandhaltung «in Dach und Fach» sowie die Restaurierungsmaßnahmen zur Erhaltung des Baudenkmals, die Diözese hingegen den Ausbau der Gebäude entsprechend seiner neuen Zweckbestimmung. Die Gesamtkosten beliefen sich immerhin auf acht Millionen Mark. Glanzpunkt ist zweifellos das jetzt wieder frei zugängliche Treppenhaus von 1743 bis 1746, das nach einem Modell des sonst nicht sehr bekannten Johann Ludwig Deisinger errichtet wurde, wegen seiner Schönheit aber schon oft dem großen Balthasar Neumann, dem genialen Treppenhauer, zugeschrieben wurde.

Die neue Nutzung, die bislang jährlich etwa 10000 Menschen in das Bildungshaus führte und die auch für den kunstsinnigen Touristen die Anlage besser erschloß, läßt den Blick in die Vergangenheit und die Geschichte Schöntals schweifen. Es kam freilich nicht nur hier zu einer neuen, sinnvollen Nutzung. Auch die Räume des oben erwähnten Seminars Urach im alten, gotischen Mönchshof konnten sinnvoll weitergenutzt werden: Im Dezember 1980 wurden hier als «Stift Urach» ein Einkehrhaus der Evan-

Kloster Schöntal, Torkapelle zum hl. Kilian; frühes 14. Jahrhundert, der Turm von 1620; die Kapelle diente bis 1785 den weltlichen Angehörigen des Klosters, seit 1975 evangelische Pfarrkirche.
(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Martin Kneer)



gelischen Landeskirche in Württemberg für die Kirchenbezirke Münsingen, Reutlingen und Urach eröffnet. Auch hier waren umfangreiche Bau- und Sanierungsmaßnahmen vorausgegangen.

Kloster Schöntal

Die Anfänge des Klosters liegen, wie schon angedeutet, etwas im Dunkel. Sicher ist nur, daß Wolfram von Bebenburg kurz vor 1157 auf seinem Eigenbesitz an der Jagst ein Kloster stiftete, in das er bald darauf als einfacher Laienbruder selbst eintrat. Wie so häufig, scheinen die Erben nach seinem Tod die Stiftung angefochten zu haben. Der Würzburger Bischof hat 1163 die Auseinandersetzungen beigelegt. Vom Klosterstifter, der sich nach seiner Stammburg Bebenburg bei Bemberg (Gemeinde Rot am See) nannte und jedenfalls vor 1163 verstorben ist, ist nicht viel bekannt. Der ungesicherten Überlieferung nach soll er mit einer Frau aus der Familie derer von Berlichingen verheiratet gewesen sein, die ihm als Heiratsgut jenes Hoefeldens eingebracht habe, auf dem Kloster Schöntal dann errichtet worden sein soll. Diese Überlieferung nahm dann die Familie von Berlichingen schon im 14. Jahrhundert zum Anlaß, in der Klosterkirche ihr Erbbegräbnis einzurichten. Beim Neubau der barocken Klosterkirche im frühen 18. Jahrhundert wurden die künstlerisch zum Teil sehr bemerkenswerten Steinepitaphien in den Kreuzgang verlegt. Unter diesen findet immer noch das Epitaph für den bekanntesten Sproß des Geschlechts, Götz von Berlichingen (gest. 1562), am meisten Beachtung. Vom Klosterstifter weiß die Überlieferung auch zu berichten, er hätte sich am so unglücklich verlaufenen Kreuzzug von 1147/48 beteiligt und dort das Gelübde abgelegt, bei glücklicher Heimkehr ein Kloster zu stiften. Es ist kein Zufall, daß Wolfram von Bebenburg gerade Zisterzienser in eine Stiftung berief. Das 12. Jahrhundert gehört den Klostergründungen der neuen Orden der Prämonstratenser und der Zisterzienser. Einen neuen Orden wollte Robert von Molesme, der als Benediktinerabt 1098 nach Citeaux (lat. Cistercium) zog, keinesfalls gründen. Er wollte nur ein neues Kloster gründen, in dem die Mönche nach dem ursprünglichen, strengen Geist der Regel des heiligen Benedikt leben sollten. Man wollte nicht mehr von fremden Einkünften leben, von Zehntabgaben und dergleichen mehr, sondern von der eigenen Hände Arbeit. Man wollte sich mit einem Landbesitz begnügen, der hinreicht, das Kloster und die Armen zu ernähren. Man wollte deswegen auf allen Prunk und Aufwand beim Bau von Kloster und Kirche verzichten. Man wollte sogar ausgesprochen

wissenschaftliche Betätigung hinten stellen und der Handarbeit wieder Geltung verschaffen. Äußere Zeugen dieser Gesinnung sind die Klosterkirchen ohne Turm, sind die relativ schmucklosen Handschriften und der Verzicht auf kostbare liturgische Geräte. Die neuen Ideale fanden in ganz Europa rasche Verbreitung. Im deutschen Sprach- und Kulturgebiet gab es um das Jahr 1300 etwa 130 Zisterzienser-Männerklöster und etwa 320 Zisterzienser-Frauenklöster, die man anfangs nur widerstrebend in den Ordensverband aufgenommen hatte. Dabei standen die Frauen unter Aufsicht der Männer. Zu Schöntal gehörten so die Frauenklöster Billigheim (bei Mösbach) und Gnadental (bei Schwäbisch

Hall), die beide im 16. Jahrhundert aufgelöst wurden. Im Bereich des heutigen Württemberg entstanden an Männerklöstern neben Schöntal noch Bebenhausen, Herrenalb, Königsbronn und Maulbronn, die von Herzog Ulrich 1535 der Reformation zugeführt wurden. Reicher war diese Region an Frauenklöstern: Baidt (bei Ravensburg), Frauental (bei Mergentheim), Frauenzimmern (bei Heilbronn), das schon erwähnte Gnadental, Gutenzell (bei Biberach), Heggbach (bei Biberach), Heiligkreuztal (bei Riedlingen), Kirchheim am Ries, Lichtenstern (bei Weinsberg), Rechentshofen (bei Vaihingen/Enz) und Rottenmünster (bei Rottweil). Nach den strengen Idealen von Citeaux hat man

Kloster Schöntal, «Alte Abtei»; erbaut 1617/18 als Pferdestall, Remise und Gästehaus, 1678–1740 Abtswohnung; seit 1802 kath. Pfarramt, mit Mesnerwohnung und Räumen für die Gemeindeverwaltung.



auch in Schöntal begonnen. Die ersten Mönche kamen aus Maulbronn, das dann über Schöntal die Väterrechte erhielt. Jährlich visitierte der Maulbronner Abt die Tochtergründung. Die Gründungsphase dürfte um 1176/1177 abgeschlossen gewesen sein. Erstmals wird jetzt mit Herwicus ein Abt genannt, und ein päpstlicher Schutzbrief bezeichnet das Kloster als «constructum» (errichtet). Zahlreiche Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeichnen ein etwas zwiespältiges Bild der äußeren Entwicklung. Sie belegen Kauf und Schenkung zahlreicher Güter bis hinab in die Umgebung von Heilbronn; die bischöflichen und päpstlichen Schutzbriefe zeigen aber auch, daß das Kloster von innen und außen angefochten war. In einer Urkunde von 1219 verweist der Würzburger Bischof darauf, daß Schöntal durch vielfache Räubereien und andere Heimsuchungen so heruntergekommen sei, daß es ohne sofortige Hilfe nicht weiterbestehen könne. Im päpstlichen Schutzbrief von 1237 ist davon die Rede, daß künftig einzelne Mönche ohne Wissen des Abtes keine Gelder mehr aufnehmen oder verleihen dürften. Es überrascht dann aber doch, daß Schöntal 1282 vor dem völligen Ruin stand. Der Maulbronner Abt mußte damals an den Abt von Kaisheim (bei Donauwörth) berichten, Schöntal sei in seinen zeitlichen Gütern unwiederbringlich zusammengebrochen. Sogar das jährlich in Citeaux tagende Generalkapitel des Ordens mußte sich im September 1282 mit Schöntal befassen. Hier erfahren wir etwas mehr. Es wird deutlich gesagt, daß das Kloster an den seit langem bestehenden Schulden zusammengebrochen sei und daß der Konvent seit zwanzig und mehr Jahren in der Zerstreuung gelebt habe. Insgesamt hatte Schöntal damals 1200 Pfund Heller Schulden und war mit der Lieferung von 673 Maltern Roggen und Hafer im Rückstand. Der Zusammenhalt der einzelnen Zisterzienserklöster sollte sich alsbald bewähren. Das schon erwähnte Kaisheim übernahm von Maulbronn die Väterrechte und beglich die Schulden. Fortan führte es die Aufsicht und verhalf Schöntal zu einer geordneten Wirtschaftsführung. Die Rechnungen aus dem 14. Jahrhundert haben sich weithin erhalten. Der zweite Neubeginn nach 1282 führte zu einer ersten Blüte: Damals dürfte auch mit dem Neubau des zuvor verfallenen Klosters begonnen worden sein. Die Torkapelle zum heiligen Kilian aus dem frühen 14. Jahrhundert erinnert noch daran.

Einen deutlichen Aufschwung nahm Schöntal im 15. Jahrhundert. Schöntal strebte die Reichsunmittelbarkeit an. Auf dem Konzil von Konstanz bestätigte 1415 König Sigmund dem Kloster alte Privilegien und übernahm die Schirmvogtei. Das Kloster verstand sich seither als Reichsabtei, die nur dem

Kaiser unterstand, und ebenso als exemptes Kloster, das in kirchlichen Dingen nicht dem Bischof von Würzburg, sondern allein dem Papst zu folgen hatte. Tatsächlich blieb aber Schöntal doch abhängig: Von Würzburg in kirchlichen Dingen und von dem angrenzenden Kurfürstentum Mainz, dessen Amtmann im benachbarten Krautheim saß, in weltlichen Dingen. Immerhin erhielten die Schöntaler Äbte – relativ früh – das Recht, Stab und Mitra zu tragen (1439). Den Aufstieg sollten nach außen wohl die neuen Klosterbauten dokumentieren, die Abt Georg Hertlein (1492–1511) aufführen ließ. Es blieb nicht beim Äußerlichen: Das ganze Jahrhundert hindurch schickte man junge Mönche zum Studium nach Heidelberg; 1486 erhielt Schöntal wohl als erstes aller Zisterzienserklöster eine Orgel; zahlreiche Handschriften und frühe Buchdrucke belegen eine reiche Bibliothek.

Schöntal war schon im 13. und 14. Jahrhundert in politische Wirren hineingezogen worden, in die Auseinandersetzungen zwischen Papst und Kaiser. Voll einbezogen wurde es dann in den Bauernkrieg (1525). Zeitweilig lagerten 10000 Bauern vor dem Kloster. Der mit den Bauern sympathisierende pfälzische Beamte Peter Harer schreibt dazu: *Darneben das closter Schentale eingenommen, die Munch reformirt; ihnen, als weß sie in closter Gut hetten, es were Frucht, Wein, Essensspeiß, Vieh, Hausrat und anderes entwendet, Gesang- und andere Bücher zerrissen, die Fenster ausgeschlagen und ihre bruderliche Liebe gegen den guten Herren nach turkischer Art mitgeteilt.* Auf die von außen herangetragene Gefährdung folgte die innere: reformatorische Bestrebungen zeigten sich. Mönche, die während der Unruhen zu ihren Eltern, etwa nach Heilbronn, geflüchtet waren, wollten nicht mehr zurückkehren. Der 1537 gewählte Abt Sebastian Stattmüller mußte bekennen, daß die *Zwietracht der Brüder ihn zum Vater der Patres gemacht habe.* Einige der zum Kloster gehörigen Pfarreien – Neuenstadt, Sindringen, Sülzbach – wurden evangelisch. Die Schöntaler Kapelle in Schwäbisch Hall mußte man schließen.

Die Bautätigkeit in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigt dann aber, daß sich Schöntal von den Gefährungen des Bauernkriegs und der Reformation erholt hatte. Die Klosterschule wurde neu belebt, der von dem Würzburger Bischof Julius Echter (1573–1617) eingeleiteten Gegenreformation schloß man sich an.

Weit folgenreicher waren die Bedrängnisse im 30jährigen Krieg. Schon 1626 lagerten 10000 Mann vor dem Kloster und verursachten einen Schaden von 15000 Gulden. Beim Herannahen der Schweden 1631 flohen Abt und Konvent mehrfach, über

Neckarsulm, Kaisheim bis ins tirolische Stams. Nachdem die Schweden Schöntal in Besitz genommen hatten, überließen sie das Kloster Kraft von Hohenlohe, der hier eine Gräfin Wohnung beziehen ließ, die sich Äbtissin von Schöntal nannte. Die Schlacht bei Nördlingen mit dem Sieg der Kaiserlichen (1634) brachte eine baldige Wende. Die Mönche kehrten größtenteils zurück. Die außer Landes geflohenen Schöntaler hatten aber zuvor schon mit Christoph Haan einen neuen Abt gewählt, nachdem Abt Fichtlin im Tiroler Exil verstorben war. Bei seiner Rückkehr wollte man Christoph Haan nur nach Verzicht auf seine Abtswürde aufnehmen. Zum Prior bestimmt, wurde Haan dann 1636 doch zum Abt gewählt. Bis zum Friedensschluß von 1648 mußten die Mönche noch mehrfach fliehen. Die Einquartierungen machten das Kloster allmählich unbewohnbar, die schwer betroffenen Klosteruntertanen in der Nachbarschaft begannen sich gegen ihre Obrigkeit zu erheben. Abt Haan bekam einen schweren Stand, als er 1648 auf Bitten des Erzbischofs von Mainz zusätzlich die Leitung der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau übernahm. Der auf sechs Mönche zusammengeschmolzene Schöntaler Konvent verlangte seine Absetzung. Ruhe kehrt erst wieder ein, als Abt Haan 1651 zurückkehrte.

Die heutige, weithin barocke Gestalt der Klosteranlage ist dem überaus tüchtigen Abt Benedikt Knittel (1683–1732) zu danken. Knittel, im nicht weit entfernten Lauda geboren, wurde auch durch seine zahllosen, oft etwas holperigen Verse bekannt, in denen man fälschlicherweise das Urbild der »Knüttelverse« sieht. Trotz militärischer Bedrängnisse durch französische Soldaten 1688 und 1715 führte er Schöntal zu einer wirtschaftlichen und geistigen Blüte. Abt Angelus Münch (1732–1761) führte den Klosterbau zu Ende, konnte aber ein allmähliches Nachlassen der Klosterdisziplin nicht unterbinden. Um diese Disziplin mühten sich dann die beiden Äbte Augustin Brunnquell (1761–1784) und Maurus Schreiner (1784–1802). Es kam darob zu solchen Auseinandersetzungen, daß beide Äbte zeitweilig ihr Kloster verließen. Der Konvent wandte sich an den Bischof von Würzburg, der von Rom aus die Vollmacht erhielt, Abt Brunnquell von seinem Amt zu suspendieren. Dieser suchte daraufhin Hilfe beim württembergischen Herzog Karl Eugen und beim Kaiser in Wien. Abt Maurus, an den noch immer der Mohrenbrunnen (Maurus – Mohr) erinnert, mußte dann 1802 die Aufhebung des Klosters durch Herzog Friedrich von Württemberg erleben. Schöntal war das erste Kloster, das an Württemberg fiel. In gewisser Weise wurde damit hier auch ein Exempel statuiert.



Kloster Schöntal, Westfassade der Klosterkirche; erbaut 1708–1715 durch Jakob Ströhlein nach Plänen von Johann Leonhard Dientzenhofer.

Schöntal wird württembergisch

In dem von Napoleon diktierten Frieden von Lunéville (1801) wurde den erblichen deutschen Fürsten für ihre linksrheinischen Verluste eine Entschädigung mit geistlichen Territorien versprochen. Ein

erster Entschädigungsplan vom August 1802 sprach Schöntal dem Grafen von Leiningen-Westerburg zu; der kurz darauf revidierte Plan machte Württemberg zum Besitzer der relativ reichen Abtei, deren Jahreseinkommen mit knapp 100 000 Gulden zu veranschlagen war. Die Beamten des Grafen mußten schon am 17. Oktober 1802 abziehen; tags zuvor hatte Württemberg von der Abtei militärisch Besitz ergriffen. Über die ziemlich brutalen Vorgänge bei der Aufhebung (Säkularisation) des Klosters unterrichten nicht nur zahlreiche Urkunden und Akten, sondern auch der Bericht eines Augenzeugen, des Apothekers Fortbach. Obwohl Protestant, wurde er 1800 als Gehilfe des Klosterapothekers angenommen; 1805 übernahm er von Württemberg die

Klosterapotheke, die sich noch immer an ihrem alten Platz befindet. Er bestätigt den Ausspruch eines württembergischen Beamten von 1803, man hätte *den Pfaffen in Schöntal nichts übrig gelassen als die Augen zum Weinen*. Nach Fortbach wurde das Kloster völlig ausgeräumt: *Jetzt kommt die Reihe an die schön eingerichteten Zimmer; aus diesen wurden alle Möbel, Betten, Spiegel herausgenommen und zur Versteigerung gebracht. Dem Weißzeug, Silber war gleiches Los beschieden, und die schönen Zimmer wurden so ausgeräumt, daß, wie König Friedrich einmal hier übernachtete, in der ganzen Umgebung Betten, Bettstätten, Gläser usw. requiriert werden mußten. Die besten Weine wurden nach Stuttgart überführt und die übrigen versteigert. Die Fässer von den sämtlichen Kellern wurden später verkauft.*

Kloster Schöntal, Westfassade des barocken Abtei-Baus; erbaut 1738–1755 durch Christian Fluhr nach Plänen von Johann Leonhard Dientzenhofer.





Kloster Schöntal, Haupttreppenhaus in der barocken Abtei; erbaut 1745/46 nach einem Modell von J. L. Deisinger.

Die besten Pferde kamen nach Stuttgart; die übrigen wurden nebst den Ochsen, Kühen, Schweinen versteigert. Alles, was versilbert werden konnte, wurde als entbehrlich angesehen und fortgeschafft: so stand nun das Kloster öd und leer, alles stand still und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten.

Von beweglichen Gütern erinnern heute an die alte Abtei eigentlich nur noch das wohlgeordnete Klosterarchiv, das im Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrt ist, und relativ kleine Teile der bedeutsamen Klosterbibliothek von einst 10 000 Bänden, die vor allem in der Württembergischen Landesbibliothek liegen. Vom Kirchenschatz an Kelchen, Monstranzen und Gewändern blieb nur übrig, was man

unbedingt für die Feier des katholischen Gottesdienstes weiterhin benötigte. Alles übrige, vorsichtig im Wert auf 5000 Gulden geschätzt, wurde eingeschmolzen. Man ging sogar daran, das Blattgold von den Stuckdecken abzukratzen.

Die Mönche, mit 275 Gulden Jahrespension versehen, mußten weichen und bei Tauglichkeit ein Pfarramt übernehmen. Der letzte Abt erhielt eine Pension von 2000 Gulden und Wohnung im zu Schöntal gehörigen Schloß Aschhausen. Sein Grab erhielt er 1811 auf dem 1788 angelegten Friedhof vor der barocken Heiliggrabkapelle hoch über der Klosteranlage. Die von ihm wohl selbst gewählte Grabinschrift: *Fato ultimus* (nach dem Schicksal der

Letzte) zeugt von tiefer Resignation. Fünfzig Äbte waren ihm vorausgegangen. Etwa 2000 Mönche hatten in der knapp 650jährigen Geschichte Schöntals hier gelebt, gebetet und gearbeitet. Daß aus diesem Abschnitt des Jagsttales ein «schönes Tal» wurde, ist sicher auch ihnen zu danken.

Was bis heute blieb, sind die umfangreichen Klosterbauten aus fünf Jahrhunderten, allen voran die barocke Anlage mit Kirche, Abtei- und Konventbau, die beide durch einen Zwischenflügel verbunden sind, der gegen die nördlich vorgelagerte Kirche hin den Klosterinnenhof mit umlaufendem Kreuzgang begrenzt. Unter den beteiligten Baumeistern und Künstlern finden sich neben bekannten Namen auch viele weniger bekannte, die in die fränkische Umgebung Schöntals verweisen.

An Pracht und Größe kann man Schöntal nur bedingt mit den oberschwäbischen Barockklöstern, etwa mit Ottobeuren oder Weingarten, vergleichen. Alles blieb überschaubar, intimer. Und es ehrt Abt Benedikt Knittel, der die ganze Anlage bis ins letzte Bilddetail konzipierte – ohne freilich ihre Vollen- dung zu erleben –, daß er nicht mit dem Bau seiner eigenen Wohnung, der Abtei, beginnen ließ, sondern mit dem Konventbau (1701) und dem Bau der Kirche (1708). Die Zahl der beteiligten Baumeister, Maler, Stukkateure, Handwerker ist kaum zu überschauen. Einige wenige Namen mögen genügen. Den ersten Plan lieferte der fränkische Baumeister Johann Ludwig Dientzenhofer. Als er 1707, noch vor dem Baubeginn der Kirche, verstarb, setzte sein Schwager Jakob Ströhlein das Werk fort. Als auch er schon 1711 verstarb, übernahm der niederösterreichische Baumeister Bernhard Schießler den Bau. Die heutige Gestalt der Kirche geht auf ihn zurück. Als sein ureigenstes Werk kann die 1716–1720 erbaute Heiliggrabkapelle oberhalb des Klosters gelten. 1727 konnte man erstmals in der Kirche Gottesdienst feiern, 1736 wurde sie durch den Würzburger Bischof geweiht. Die Malereien im Schiff stammen von Konrad Hoffmann aus Adolzheim und von Christian Talwitzer (1715–1718), die Malereien im prächtigeren Chor von dem Italiener Luca Antonio Columba und seinem Gehilfen Johann Baptist Ferradini. Columba war damals württembergischer Hofmaler. Als Maler sei noch genannt Franz Erasmus Asam, der letzte aus der berühmten Münchener Malerfamilie. 1754–1760 malte er zahlreiche Bilder in der Abtei, von denen das beste, das riesige Deckenbild im Festsaal, 1819 übertüncht wurde. Als Stukkatoren finden wir in der Kirche Joseph Greising, der zuvor auf der Kumburg gearbeitet hatte, und, weniger wichtig, Jakob Weinmann, Franzisco Quadra und Franz Joseph Sauter. In der Abtei sind es dann

die aus Bamberg herbeigeholten Joseph Wunsch, Friedrich Appelt und Johann Zieler. Der großartige Hochaltar – erst 1773 aufgestellt – stammt von dem weithin berühmten Johann Michael Fischer aus Dillingen. Die zahlreichen Alabasteraltäre im Schiff der Kirche gehen auf den früheren Kirchenbau zurück. Sie wurden im 17. Jahrhundert von Mitgliedern der bekannten Bildhauerfamilie Kern im benachbarten Forchtenberg geschaffen. Ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert stammen Bildwerke von der Bildhauerfamilie Sommer in Künzelsau. Bemerkenswert ist dabei, daß beide Familien dem evangelischen Glauben angehörten und doch in Schöntal vielfältige Aufträge fanden. Solche Toleranz war andernorts eher die Ausnahme.

Schöntal kann nicht nur mit Bauten des Barock glänzen, sondern ebenso mit einer Reihe von Renaissancebauten, die Abt Theobald Fuchs (1611–1626) auf- führen ließ. Er ließ 1617/1618 den Winkelbau der Alten Abtei mit Durchfahrt und Ziergiebeln errichten, auf ihn geht auch die äußere Ummauerung an der Nordflanke der Anlage mit Torturm (1621) und anschließendem Alten Offiziantenbau zurück, der westlich im Dicken Turm (1622) schließt. In die gotische Zeit gehen einige Ökonomiegebäude aus der Zeit um 1500 zurück, ebenso das (seit 1621) innere Torhaus, an das sich die Torkapelle zum heiligen Kilian, dem Patron des Bistums Würzburg, anschließt. Der später vielfach veränderte Bau geht auf das frühe 14. Jahrhundert zurück. An die Maulbronner Baukunst erinnert die schöne, jüngst wieder ergänzte Fensterrosette in der Chorostwand. Der gewölbte Keller unter der barocken Abtei, dessen Mauern knapp fünf Meter mächtig sind, geht ebenfalls in das 14. Jahrhundert zurück. Seit 1979 ist er in eine imponierende Kellerwirtschaft für Tagungsgäste umgewandelt.

Nach der Aufhebung des Klosters und der Vertreibung der Mönche mußte Württemberg nach einer neuen Nutzung für den weitläufigen Klosterkomplex suchen. Im Vergleich zu anderen württembergisch gewordenen Klöstern traf Schöntal ein günstiges Geschick. Es wurde weder Schloß, noch Kaserne; weder Fabrik, noch Irrenanstalt: Es wurde wieder zur Pflanzstätte geistlicher Berufe. Im Sommer 1810 bestimmte König Friedrich – wie schon eingangs erwähnt – Schöntal zu einem Evangelisch-theologischen Seminar. Nach bestandenen Landexamen fanden hier Schüler aus allen Schichten der Bevölkerung Aufnahme, um sich hier auf das Studium der Theologie in Tübingen vorzubereiten. Worum es dem Unterricht vor allem ging, formuliert gleich der erste Lehrplan von 1810: *Gründliche Philologie muß als Hauptgegenstand des Unterrichts in den*

niederer Seminaren und insbesondere in dem ersten angesehen werden; indem ohne diese eine gründliche Theologie, für welche die Seminaristen bestimmt sind, durchaus nicht stattfinden kann. Zu den bekanntesten Schülern gehörten wohl die Pfarrer Ludwig Hofacker (1813–1815) und Johann Christoph Blumhardt (1820–1824), ebenso der Arzt und Physiker Robert Mayer (1829–1831) und der Ingenieur und Schriftsteller Max Eyth (1848/49), die beide als zahlende Gastschüler in Schöntal weilten.

Die Einrichtung eines Seminars war für die Erhaltung der Baulichkeiten insgesamt sehr günstig. Doch führte sie auch zu mancherlei Veränderungen, die teilweise in den letzten Jahren wieder zurückgenommen wurden. Es mußten Wohnungen für Lehrer und Schüler und Unterrichtsräume eingerichtet werden. So teilte man etwa den großen Bibliothekssaal in mehrere Klassenzimmer auf. Aus dem einst prachtvollen Festsaal, der über zwei Stockwerke geht und eine umlaufende Galerie besitzt, wurde ein eher nüchterner Betsaal: Die Stukkaturen wurden abgeschlagen und das riesige Deckenfresko übertüncht. Übrigens sehr zum Unwillen des Königs, der einen dafür gar nicht verantwortlichen Beamten deswegen strafversetzte. Es bleibt eine Aufgabe für die Zukunft, Bibliothek und Festsaal wieder einigermaßen herzustellen.

Wie eingangs erwähnt, nahm nach Auflösung des Seminars das Bistum Rottenburg-Stuttgart die zu-

vor vom Seminar genutzten Räume in Pacht. Umfangreiche Restaurierungsmaßnahmen gaben vielen Räumen ihr altes Aussehen zurück. Das zentrale Treppenhaus strahlt wieder im alten Glanz, und aus dem eher verwahrlosten ehemaligen Kapitelsaal wurde eine alt und neu glücklich verbindende Hauskapelle. Dreißig Zimmer mit sechzig Betten nehmen die Tagungsgäste auf. Im ehemaligen Klosterrefektorium, dem Speisesaal der Mönche, wird wieder das Essen gereicht, und im Geviert des Innenhofes plätschert wieder ein Springbrunnen, zur Eröffnung des Bildungshauses am 20. Oktober 1979 vom Landkreis gestiftet. Schöntal ist es gegönnt, durch die Jahrhunderte hindurch immer ein Ort geistigen und geistlichen Lebens geblieben zu sein, wenn auch die äußeren Bedingungen wechselten. Aus dem nach außen abgeschlossenen Kloster und dem ebenfalls nicht leicht zugänglichen Seminar wurde heute ein offenes Bildungshaus, ein Ort der Begegnung, der Besinnung und der Bildung für jüngere und ältere Menschen, für Familien und Alleinstehende, für Suchende und Fragende, welche die christliche Botschaft entdecken oder tiefer verstehen lernen wollen, wie es Bischof Dr. Georg Moser in einem Grußwort formulierte. Auch wer mit Christentum und Kirche nichts im Sinn hat, wird sich doch freuen dürfen, daß in einer mit barocken Baudenkmalen nicht überreich gesegneten Region unseres Landes mit Schöntal ein bemerkenswertes Denkmal der Architektur wiederhergerichtet wurde.

Wanderungen in die Vergangenheit (9): Die Heuchelberger Warte bei Heilbronn

Wolfgang Irtenkauf

Ehret und schützet das Erbe der Väter, schärft uns der Text über dem Eingang zum knapp 20 Meter hohen Turm der Heuchelberger Warte unweit von Heilbronn ein. Solchermaßen auf das Meistersinger-Pathos Richard Wagners eingestimmt, betreten wir den aus anstehenden Keupersandsteinquadern erbauten Aussichtsturm, denken nach 6 Metern Höhengewinn daran, daß einst so weit oben der nur mit Leitern zu erreichende Eingang war (heute kragt hier der schmale Balkon vor), und landen schließlich bei Rundbogenfries und Zinnenkranz. Auf der oberen Aussichtsplatte die großartige Rundschau über die Landschaft, im Vordergrund die Heilbronner und Löwensteiner Berge, dahinter der Schwäbische Wald, im Norden das Blau des Odenwaldes, im Nordwesten der Kraichgau und im Süden die Tiefe

des mittleren Neckarraumes, dessen Begrenzung der Stuttgarter Fernsehturm markiert. Vor uns liegt – und das genügte schon – die ehemalige Reichsstadt Heilbronn wie ein aufgeschlagener Stadtplan. Wenn anderswo noch ein strenger Winter herrscht, kann man hier in der gesegneten Kulturlandschaft schon erste Frühlingsgefühle verspüren. Die Heuchelberger Warte mit ihren nur wenig mehr als 300 Höhenmetern sorgt für eine ausgeglichene, milde Temperatur. Als der Turm in seiner heutigen Gestalt in den Jahren 1897/98 unter Mitwirkung der Ortsgruppe Heilbronn des Schwäbischen Albvereins gebaut wurde, wußte man, daß dieses Bauwerk bereits einen Vorläufer hatte, man wußte aber auch, daß der einstige Name Wartenberg lautete (den man nicht mit dem nahen Wartberg, dem Wahrzeichen



Das Ziel dieser «Wanderung in die Vergangenheit»: Die Heuchelberger Warte bei Heilbronn. (Foto: Lückgens)

Heilbronn verwechseln darf). Erst damals kam der Begriff der Heuchelberger Warte auf, der unmißverständlich kundgibt, daß das Schilfsandsteinmassiv des Heuchelbergs hier jäh zu Ende geht.

Für die Grafen von Württemberg muß der Wartenberg im ausgehenden Mittelalter eine Versuchung ersten Ranges gewesen sein. Auf Expansion ihres Territoriums auch nach Norden bedacht, stießen sie, dem Neckarlauf folgend, hinter Lauffen auf das Gebiet einer Reichsstadt, die landesherrlichen Ausdehnungsgelüsten ein beharrliches Nein entgegengesetzte. Heilbronn sprach auch im Namen von einem halben Dutzend Herrschaften, die gleicher Meinung waren. Dabei hatte die Stadt den Vorteil, den regen

Handelsverkehr mit den rheinischen Städten monopolartig zu beherrschen.

Württemberg hatte sich nolens volens damit abzufinden. So zog es, in Anlehnung an fränkische Stadt-Umland-Befestigungen, auch eine Landhege, Landwehr oder Landgraben genannt. Diese Befestigung wurde in unserem Raum von Graf Eberhard im Bart in den Jahren 1482 und 1483 angelegt. Oder, wie es in der Sprache der Behörden lautete: man habe einen *Landgraben und Landwehr machen und daruff einen Thurm uff den Wartenberg bawen lassen*.

Diese Anlage hatte nur einen – allerdings entscheidenden – Fehler: sie lag an ihrem Endpunkt, der Heuchelberger Warte, einen halben Kilometer außerhalb der Grafschaft Württemberg. Das nahe Großgartach, das heute Leingarten heißt, reagierte darauf so empfindlich, daß Graf Eberhard schleunigst neue Wege und Brücken auf seine Kosten bauen ließ.

So entstand der «Nordwall» Württembergs. Er verlief von unserem Punkt in südöstlicher Richtung zwischen Klingenberg und Nordheim auf den Neckar zu. Genau in der Mitte dieser Grabenführung wurde wohl zu etwas späterer Zeit der feste Nordheimer Landturm gebaut, dessen Aufgabe darin bestand, Zoll für die unter ihm durchfahrenden Wagen zu erheben. Als Württemberg Königreich geworden war, wurde er (1811/12) abgebrochen. An seiner Stelle steht seit nunmehr zwei Jahrzehnten ein Wasserturm.

Bleibt noch die Frage, warum eigentlich der Landgraben an der Heuchelberger Warte seinen nordwestlichsten Schluß fand. Nun, Eberhard im Bart wollte seine Grenze weiter nach Westen absichern, doch die angrenzende Kurpfalz wehrte sich heftig dagegen. So unterblieb die weitere Ausführung.

An der Heuchelberger Warte, die an Sonn- und Feiertagen von allem motorisierten Verkehr freigehalten wird, herrscht an Wochenenden reger Ausflugsverkehr durch Wanderer und Autofahrer, die auf dem nahen Parkplatz ihren fahrenden Untersatz stehen lassen können. Viel schöner ist es zu wandern, wobei die West-Ost-Richtung empfohlen wird, d. h. etwa von der Straße Neipperg-Schwaigern aus in ca. $\frac{3}{4}$ Stunden entweder auf Wald- oder aber auf neuausgebauten Weinbergwegen vor auf die Warte, wo sich auch eine Gartenwirtschaft befindet. Und dann sollte man auf Heilbronn zuwandern, zuerst durch die Weinberge, dann durch Felder und schließlich durch die Stadt, was weitere $1\frac{1}{2}$ –2 Stunden beansprucht.

Mag sein, daß manche Leser den Anzeigen in einer Zeitschrift wie dieser anderes Gewicht geben als in anderen Zeitschriften. Mag auch sein, daß manche Inserenten meinen, mit einer Anzeige in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu fördern. Beide Auffassungen treffen so nicht zu: Das Anzeigengeschäft spielt sich ausschließlich zwischen Verlag und Anzeigenkunden ab. Aber diese Anzeigen sind nun einmal ins Gerede gekommen; es scheint, daß diese Diskussion fortgesetzt werden muß. Daß sich daraus eine Sachdiskussion ergibt, ist vielleicht unvermeidlich. Allerdings könnte diese bei dem derzeit zur Diskussion stehenden Anzeigenthema den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND in einige Verlegenheit bringen: es wird nicht leicht – und vielleicht gar unmöglich – sein, in einer so pluralistisch zusammengesetzten Mitgliederschaft zu einer einhelligen Meinung zu kommen über Kernkraft und Atomstrom (beide Namen schon signalisieren unterschiedliche Auffassungen)! Nun, einstweilen ist eine weitere Stellungnahme zum Thema zu zitieren: Senator E. h. Karl Becker, Regierungsbaumeister und Verbandsdirektor der VEDEWA a. D., Stuttgart, schreibt:

Mit Interesse und uneingeschränkter Zustimmung habe ich im Heft 4/1981 der «Schwäbischen Heimat» die Stellungnahme von Herrn Prof. Ackermann zu den Werbeanzeigen der heimischen Elektrizitätsversorgungsunternehmen gelesen.

In Anbetracht der ungelösten und unlösbaren Probleme der lebensfeindlichen Kernspaltung ist seine Bitte nur zu berechtigt, die «Schwäbische Heimat» davor zu bewahren, ihre Spalten der schönfärberischen, wenig wahrheitsgehaltvollen Werbung für die ökologisch widersinnige und aus mehrfachen Gründen auch volkswirtschaftlich nicht länger verantwortbare nukleare Stromerzeugung öffnen zu müssen. Die Behauptung, daß wir letztere zur Aufrechterhaltung unseres Lebensstandards brauchen, ist längst widerlegt. U. a. hat die vom deutschen Bundestag eingesetzte Enquete-Kommission in ihrem gründlichen Bericht «Zukünftige Kernenergie-Politik» den Nachweis hierfür geführt . . .

Daß weder der Herausgeber noch die Redaktion zufolge ihres Nachtrags zu den Ackermannschen Ausführungen irgendwelchen Einfluß auf den Anzeigenteil nehmen kann, ist sehr bedauerlich. Der Heimatbund müßte doch zumindest die Möglichkeit haben, die Aufnahme von Anzeigen zu verweigern, deren Inhalt mit seinen Bestrebungen unvereinbar ist, beispielsweise wenn die EVS Werbeanzeigen für ihr Argenprojekt aufgeben würde, gegen das der Heimatbund durch Beschluß seiner Hauptversammlung Stellung bezogen hat. Sollte dieses Problem nicht im Vorstand einmal erörtert werden oder, wenn nötig, in der nächsten Jahreshauptversammlung?

Aus Geislingen/Steige schickte uns Herr Albert Schuhholz die Kopie eines Briefes, den er an das Landesdenkmalamt gerichtet

hat, und bat uns, diesen «als Antwort auf den Brief von Oberbürgermeister v. Au» (SCHWÄBISCHE HEIMAT 1981/2, Seite 151) zu betrachten. Und so drucken wir diesen Brief – leicht gekürzt – hier ab:

Wenn ich recht berichtet bin, befassen Sie sich zur Zeit mit der neuerdings zum Gerberviertel avancierten Rebelleninsel. Aus diesem Grunde gestatte ich mir, Ihnen beige-fügte Studie zu übersenden.

Nach meinem Dafürhalten sollte zuerst vollends die Fußgängerzone in Ordnung gebracht werden, . . . Wenn dann der Kern der Mittelstadt in Ordnung ist, würde, in dieser Richtung, der Stadtverwaltung eine Verschnauf-pause mehr als gut tun.

Diejenigen Parteien und Herrschaften, die plötzlich so viel für alte Häuser übrig haben und die sich über die Finanzkraft der Stadt hinwegsetzen zu können glauben, können ja in ihre Geldbörsen greifen und der «Stadt» einen namhaften Betrag für diesen Zweck zur Verfügung stellen.

Daß zu einem Gerberviertel ein Bach gehört, vergessen diese Herren alle. Den vor einigen Jahren zugeschütteten «Häutbach» kann man nicht wieder aufreißen, wenn es wegen einiger Wasserräder trotzdem dazu käme, würde mich das gar nicht wundern!

In Geislingen fehlt die Übersicht, weiß man nicht was Zielstrebigkeit bedeutet, hier gilt immer noch der alte Spruch: Do â Blechle, sellt â Blechle, geit scho wieder â Scheißhausdächle!

Das Hohenlohe-Zentral-Archiv Neuenstein war nicht nur hilfreich und ergiebig bei den Nachforschungen über die Bächlinger Archenbrücke (Heft 3/81), sein Leiter Dr. Gerhard Taddey hat es auch unternommen, den durch diesen Aufsatz ausgelösten Fragen des Lesers Wolfgang Kircher (vgl. Heft 4/81, Seite 301) Antwort zu geben:

Vergleiche zwischen Preisen sind – das wissen auch wir inflationsgeprüften Bundesbürger – eine sehr relative Angelegenheit. So versucht man als Maßstab im internationalen Vergleich etwa den Arbeitszeitaufwand zu errechnen, der für das Verdienen des Geldes für den Erwerb eines gleichwertigen Produktes benötigt wird.

Preise früherer Zeit sind auch deshalb schwer mit den heutigen vergleichbar, weil in unseren Preisen auch ein Teil der Kosten der Sozialaufwendungen und natürlich Verbrauchssteuern enthalten sind. Hinzu kommt der schwierige Vergleich einer Edelmetallwährung mit den modernen Zahlungsmitteln in ihrem schwankenden Wert.

Wir können lediglich einigermaßen korrekt festhalten, welche Löhne zu einer bestimmten Zeit gezahlt wurden und was bestimmte Produkte zur gleichen Zeit kosteten. Bei den Löhnen ist natürlich der Wert der Naturallieferungen (Holz, Brot, Wein) variabel, weil sich der Preis immer

nach Angebot und Nachfrage richtete. Die Arbeitszeit war ungleich höher, an bezahlten Urlaub nicht zu denken. Handwerkerlöhne wurden in Hohenlohe schon im 16. Jahrhundert durch sogenannte Taxen festgesetzt, die bei amtlichen Aufträgen der Verrechnung zugrundegelegt wurden und relativ stabil waren. Daneben gab es natürlich auch Einzelpreise für bestimmte Leistungen. Mit den Hinweisen auf alle diese Schwierigkeiten, die einem direkten Vergleich im Wege stehen – und also auch mit den entsprechenden Vorbehalten –, seien im folgenden einige Löhne und Preise aus Langenburger Rechnungen aus dem Jahr des Bächlinger Brückenbaus 1784/85 genannt. Bei Fleischpreisen ist eine Angabe sehr schwer, weil lediglich komplettes Vieh (ohne Gewichtsangabe) für die Hofhaltung gehandelt wurde. Ein guter Schlachtochse kostete rund 100–140 Gulden.

Preise:	3 kr. (Kreuzer)
1 Laib Brot	5 kr.
1 Bund Stroh	7 fl. (Gulden) 4 kr.
1 Zentner Eisen	36 kr. (lb. = Pfund)
1 lb. Pulver	2 fl. 4 kr.
1 Klafter Holz	56 kr.
1 Flasche Mosel (mit Flasche)	47 kr.
Malaga	2 fl. 45 kr.
Tokayer	
Tagegeld	40 kr.
bei Auswärtsreisen	28 kr.
1 Hase	1 fl. 8 kr.
1 Paar Schuhe	2 fl. 40 kr.
1 Eimer = 60 Maß Bier	2,5 kr.
1 Maß Bier	1 fl.
1 Zentner Heu	3 fl.
1 Malter Hafer	

Jahresgehälter (ohne Naturalien und bei freier Wohnung):

Hofprediger	190 fl.
Pfarrer	75 fl.
Hofrat	150 fl.
Kammerrat	100 fl.
Registrator	50 fl.
Mundkoch	45 fl.
Lakai	24 fl.
Knecht	26 fl.
Kammerjungfer	18 fl.
Magd	10 fl.
Taglohn, Meister:	30 kr.
Geselle:	26–28 kr.
Junge:	14–16 kr.
Holzmacherlohn pro Klafter	4 kr.
1 gefangener Maulwurf	3 kr.

Weitere Preise sind für Gewürze, Getränke, Salz, Arzneien, Bekleidungsstücke aus den Rechnungen zu entnehmen. Dabei müssen allerdings erst wieder Umrechnungen in moderne Maße und Gewichte erfolgen, alles in allem eine mühselige, aber nicht uninteressante Arbeit.

Es ist nicht ganz eindeutig, ob der hier folgende Text zu Recht ins Leserforum aufgenommen wird, denn es handelt sich zunächst und vor allem um die ausführliche Begründung für einen Austritt aus dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND. Verzichten wir deshalb auf die Nennung des Absenders dieses Briefes, mit dem wir sozusagen das Leserforum – nicht unbedingt gegen unsere Vorstellungen – zu einem Mitgliederforum erweitern. Werden doch hier einige Gedanken geäußert, die sehr wohl des weiteren – und auch des öffentlichen! – Nachdenkens wert sind!

Sie haben selbstverständlich recht, wenn Sie sagen, daß «schöne Landschaft, Städte und Dörfer etc. nicht selbstverständlich» sei.

Sie dürfen sich gerne darauf verlassen, daß alle diese Anliegen des Schwäbischen Heimatbundes mir auch in Zukunft ein so starkes Anliegen sein werden, daß ich – wo ich auch nur je kann – mich darum redlich bemühen werde. Nur – und das ist eben doch wohl ausschlaggebend für meine Austrittserklärung – tue ich so etwas nicht gerne nur auf der «zahlenden» Seite. So sehr ich die Hilfe passiver, d. h. zahlender Mitglieder verstehe und auch in den Vereinen, in denen ich z. B. auf der «aktiven» Seite (z. B. als Vorstand) stehe, anerkennen muß, bin ich doch gezwungen, mit meinen Mitteln hauszuhalten und abzuwägen, wo sich meine rein finanziellen Einsätze lohnen und wo ich sie lieber «umleite» in andere Kanäle.

Es bleibt also beim Austritt per Ende 1982. So leid es mir tut . . . Übrigens gefällt mir Ihre Zeitschrift sehr gut. Schade – auch hier –, daß man kaum Zeit, Möglichkeit und Muße hat, daraus Aktives zu bewirken . . .

Vielen Dank auf jeden Fall für Ihre freundlichen Bemühungen. Aber ich meine, es sei besser und ehrlicher so. Eine Überlegung natürlich auch für Ihre Vereinsleitung, ob nicht aktivere Einbeziehung der Mitglieder möglich und nötig wäre, möchte ich zum Abschluß doch noch mit auf den Weg geben. Konsumenten sind wir genug (so erzogen!), Vereine wie der Schwäbische Heimatbund sollten sicher – um seiner selbst willen (siehe meinen Austritt) – mehr «produktive» Mitglieder haben. Hier genügt Zeitung-Lesen, Beitrag-Zahlen, Mal-eine-Reise-Mitmachen absolut nicht.

Mit diesen nachdenklichen und bedenkenswerten Anmerkungen ist sozusagen der Anschluß gefunden an die Kolumne, mit der dieses Heft und dieser Jahrgang ihren Anfang nehmen: Hier wie dort die herausfordernde Frage, ob es denn genügen kann, nur Mitglied und Leser zu sein und nicht auch Mit-Arbeiter. Eine Frage, die nicht nur gestellt, sondern auch diskutiert werden sollte.

Buchbesprechungen

Aus der Geschichte

KURT BITTEL, WOLFGANG KIMMIG, SIEGWALT SCHIEK u. a.: **Die Kelten in Baden-Württemberg**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 532 Abbildungen und Kartenskizzen, z. T. farbig. Leinen DM 68,-

Schon die Herausgeber bürgen für die Qualität: Kurt Bittel, langjähriger Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin, der seit seiner 1929 erschienenen Dissertation über die Kelten in Württemberg die Erfahrungen eines reichen Archäologenlebens sammelt, in dem sich strenge Forschungsarbeit mit der Begeisterung für die Sache großartig verbinden; Wolfgang Kimmig, der jetzt emeritierte ordentliche Professor für Vor- und Frühgeschichte in Tübingen; und Siegwalt Schiek, Hauptkonservator der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes. Ihnen gesellen sich andere Autoren zu, vor allem Franz Fischer, der Nachfolger Kimmigs auf dem Tübinger Lehrstuhl.

Der Band ist gegliedert in einen allgemein orientierenden und in einen topographischen Teil, der die Ausgrabungen und Bodendenkmäler in alphabetischer Reihenfolge der Fundorte umfaßt.

Auch wenn der Band neue Zusammenhänge zeigt und neueste Funde vermittelt, so mag er doch gelegentlich Kontroversen in der Bewertung der Funde oder der Zuschreibung zu einer bestimmten Periode veranlassen. Aber das Buch will in erster Linie dem Laien dienen, dem in unserem geschichtsträchtigen und morphologisch reich gegliederten Land häufig «gebildeten» Laien, zu dem nicht nur Pfarrer und Schulmänner mit oft exakten Kenntnissen ihrer jeweils nächsten Umwelt gehören. Der Kreis solcher Laien ist entgegen anders gearteter Zeichen unserer Zeit im Wachsen begriffen, auch die oft die Geschichte mißachtende junge Generation beginnt sich wieder den Fragen der Vergangenheit zuzuwenden.

So mag es gerade in dieser Zeitschrift gerechtfertigt sein, wenn die Besprechung dieses Bandes wie früher bei den «Römern in Baden-Württemberg» einem Laien anvertraut wird, der nicht eine wissenschaftliche Kritik geben will, vielmehr sich nur die Aufgabe des Hinführens zu dieser Publikation stellt.

Im Bittels einleitendem Beitrag wird die Frage gestellt, wie die Kelten in unserem Bewußtsein leben. Er geißelt dabei mit fast grimmigem Humor eine «Keltomanie» als Beleg dafür, daß immer noch die Geister der jüngsten deutschen Vergangenheit ihr Wesen treiben und dadurch unwissenschaftliche Spekulationen entstehen lassen. Sodann entwirft er die wechselvolle Forschungsgeschichte, die Wege – auch Umwege – der Forschung und die Persönlichkeiten von Schreiber, Wilhelmi und Paulus bis zu Schumacher, Bersu und Peter Gössler.

In dem Beitrag «Die Kelten und ihre Geschichte» läßt Franz Fischer mit Recht manche Frage offen, was Her-

kunft, Ausbreitung, auch die Vorstöße der Kelten nach Italien, Griechenland und Kleinasien betrifft. Das gilt überhaupt für das ganze Buch: immer wird ehrlich dargelegt, was noch Hypothese ist. Schon die Grundfrage, wie weit zurück man mit Sicherheit von Kelten sprechen kann, wird ja selbst heute noch verschieden beantwortet, d. h. ob man die Hallstatt-Kultur im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. als keltisch betrachten darf. Die Autoren dieses Buches bejahen dies. Aber darüber hinaus gibt es noch eine Fülle ungelöster Fragen, die das Buch keineswegs verschweigt; es wirkt dadurch viel sympathischer, als wenn gewaltsam Konstruktionen mit dem Anspruch scheinbar unumstößlicher Wahrheiten gesucht würden. Fischer behandelt in einem weiteren knapp gehaltenen Kapitel das Thema Staat, Gesellschaft und Siedlung, wobei wieder deutlich wird, daß für die Kelten besonders Galliens der Stamm der Staat war, nicht eine Nation trotz der Anerkennung des Vercingetorix als Führer. In diesem Kapitel wird auch die Bedeutung der «Oppida» dargestellt, auch deren Grenzen z. B. in der oft überschätzten ständigen Einwohnerzahl, weil diese Oppida im Kriegsfall große Bevölkerungsteile samt deren Vieh aufnehmen mußten.

«Religion und Kult» werden wieder von Bittel behandelt, und zwar – angesichts des Fehlens jeder schriftlichen Quelle – mit großer Behutsamkeit. Daß die sogenannten Viereckschanzen Kultstätten waren, darf heute als gesichert gelten, schon wegen ihrer Nachbarschaft zu Grabhügeln und anderen Bestattungsstätten. Die Bestattungsbräuche, über die Schiek referiert, zeigen das Nebeneinander von Feuer- und Erdbestattung. Wenn auch durch weitere Grabungen von Grabhügeln oder Flachgräbern noch manches wird erschlossen werden, so wird wohl die Glaubenswelt, die Verbindung der Weiterlebenden mit den Toten auf immer verborgen bleiben. Jörg Biel widmet sich der «Tracht und Bewaffnung»; auch hier harret noch manches der künftigen Forschung, etwa die umfangreichen Textilfunde des Hochdorfer Grabhügels, die noch nicht bearbeitet sind. Ein Beleg für die geradezu unwahrscheinlich weiten Handelsbeziehungen sind die dort gefundenen Stickereien aus importierter chinesischer Seide! Die von Kimmig behandelte keltische Kunst, die in Schmuck, Waffen, Keramik, kostbaren Fibeln bis zum Trichtinger Ring herrliche Formen zeigen, besonders in der Ornamentik. Kimmig gliedert die keltische Kunst in Stil- und Zeitstufen, wobei er einen Hallstattstil für das 7. und 6. Jahrhundert, einen früheren Latènestil für das 5. und 4. Jahrhundert, einen Rankenstil für das 4. und 3. Jahrhundert und einen Spätstil für das 3. bis 1. Jahrhundert annimmt.

Hartmann Reim untersucht Handwerk und Technik und führt die Waffen-, Grob-, Fein- und Kunstschmiede mit ihren Erzeugnissen vor, ebenso das Töpferhandwerk, auch die Glas- und Bernsteintechniken sowie Holz- und

Textilbearbeitung mit ihren technisch wie künstlerisch oft erstaunlichen Erzeugnissen. Der Beitrag mag vielleicht etwas zu additiv formuliert sein, ist aber gleichwohl sehr unterrichtend.

Bei den Münzen und Münzfunden geht Dietrich Mansperger zunächst auf die frühen Deutungsversuche der Regenbogenschüsselchen ein; dann behandelt er die Münztypen und Münzbilder, die geographische Verarbeitung der Funde – auch der neueste Versteckfund, 1977 bei Langenau entdeckt, ist nicht vergessen – sodann die Zuordnung und Datierung, insgesamt ist dieser Aufsatz ein Beleg dafür, wie die Münzen ein wichtiges «Leitfossil» für die Geschichte der Kelten sind.

Kimmig entwickelt in seinem Beitrag über die «frühen Kelten und das Mittelmeer», die wichtigen Begegnungen von Nord und Süd, die für Mitteleuropa einen kulturellen Nährboden darstellen, der sich dann Jahrhunderte später als besonders ertragreich erweisen sollte.

Der topographische Teil, fast die Hälfte des Bandes umfassend, bietet eine sorgfältige, durch Karten, Ansichten, Rekonstruktionen, Abbildungen von Fundgegenständen, verlebendigte Darstellung der Grabhügel, Flachgrabfunde, Viereckschanzen, Höhensiedlungen, Ringwälle, Oppida und zahlreicher Einzelfunde, wobei auch die geologischen und morphologischen Gegebenheiten einbezogen sind.

Besonders eindrucksvoll wird die Heuneburg zwischen Hundersingen und Binzwangen dargestellt – zusammen mit dem Hohmichele, einem der größten Grabhügel Mitteleuropas, wo schon 1856 die ersten Grabungen begannen bis zu den großzügigen Grabungen durch Bittel und Rieth, abgeschlossen dann von Dehn und Kimmig 1977 mit herrlichen Goldblech- und Keramikfunden, oder die Grabungen im Bereich von Hohenasperg mit Grafenbühl, Kleinaspergle, Römer- und Fürstengrabhügel und den Ausgrabungen bei Ditzingen mit dem wertvollen Fund der vollplastisch gearbeiteten lebensgroßen Steinstele eines hallstätischen Kriegers oder die Befestigungsanlagen auf dem Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen oder die erst 1977 begonnenen Grabungen in Fellbach/Schmidlen mit hochinteressanten Ergebnissen. Dies sind nur wenige Beispiele für den lückenlosen archäologischen Teil des Buches, der für Exkursionen oder Wanderungen ein unentbehrlicher Führer ist.

Die Forschungen bleiben nicht stehen; so mögen in weiteren Jahrzehnten neue Funde das Wissen um die Kelten in unserem Land bereichern, man braucht nur an die von Bittel geforderte weitere Ausgrabung des Kultbezirks Hohmichele zu denken, die ein Schlüssel zum keltischen Totenkult sein könnte.

Dem Buch beigegeben ist eine Zeittafel, in der die archäologischen Stufen von der älteren Hallstattkultur bis zum Beginn der römischen Besetzung Südwestdeutschlands den entsprechenden Geschichtsdaten von der Gründung Roms bis zum römischen Feldzug der Jahre 73/74 von Straßburg nach Rottweil synoptisch gegenübergestellt sind. Sehr willkommen ist ein alphabetisch nach den Grabungsorten zusammengestelltes Verzeichnis der Viereckschanzen, auch ein Verzeichnis der Museen in Baden-

Württemberg, die größere Bestände der Hallstatt- und Latènekultur zeigen. Ein ausführliches Literaturverzeichnis ist gegliedert in einen allgemeinen Teil (Geschichte, Sprache, Archäologie der Kelten, auch mit Literatur über die benachbarten Gebiete Bayerns, Österreichs, Frankreichs und der Schweiz) und in die spezielle Literatur zu den einzelnen Kapiteln des Buches, während in dessen topographischem Teil jeweils die Literatur zu einzelnen Grabungen und Fundorten vermerkt wird.

Wer sich bisher der keltischen Vergangenheit des Südwestens noch nicht zugewandt hat, wird durch diesen Band ermuntert, das zu tun; er wird durch ihn aufs schönste bereichert werden.

Wieder hat sich der Verlag um die Ausstattung des Buches sehr verdient gemacht. Der gemessen an der Ausstattung des Bandes vergleichsweise niedrige Preis wurde möglich durch Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst – eine sinnvolle Subvention, hoffentlich auch ein Zeichen dafür, daß der Staat sich auch in finanziell beengten Zeiten weiterhin ein solches «nobile officium» leistet; denn staatliche Hilfe in größerem Umfang wird auch nötig sein für künftige Ausgrabungen, welche die Keltenforschung fast zwingend fordert, ob man an den Ipf bei Bopfingen oder an andere Grabungen in vielen Teilen des Landes denkt.

Theodor Pfizer

IMMO EBEL: **Geschichte des Benediktinerinnenklosters Ursprung bei Schelklingen 1127–1806.** Außenbeziehungen, Konventsleben, Grundbesitz. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 13.) Verlag Müller & Gräff Stuttgart 1978. 476 Seiten. Broschiert DM 48,- Frauenklöster, zumal weniger bedeutende, wurden in der historischen Forschung stets etwas vernachlässigt, spielten sie doch in der großen Reichsgeschichte eine meist geringere Rolle als die Männerklöster. Diese Lücke der historischen Forschung wird in den letzten Jahren zunehmend kleiner. Einen gewichtigen Beitrag dazu liefert die nun gedruckt vorliegende Dissertation von Immo Eberl über das Benediktinerinnenkloster Ursprung.

Sein überaus umfangreiches Material gliedert der Verfasser in die vier Bereiche «äußere Geschichte» (S. 1–144), «der Konvent und sein Leben», «Güterbesitz und Wirtschaftsführung», «Klosterkirche». Drei Besitzkarten und ein umfangreiches Personen- und Ortsregister schließen den Band. Im ersten Teil untersucht der Verfasser mit Akribie die 1127 erfolgte Gründung des Klosters durch die Herren von Schelklingen und zeichnet ein Bild der Beziehungen des Klosters zu seinem Vogt, seinen Nachbarn – insbesondere zur Stadt Schelklingen und zu Württemberg – bis zur 1806 erfolgten Säkularisation. Verdienstvoll ist die im zweiten Kapitel enthaltene sehr sorgfältige und ausführliche Liste der 30 Äbtissinnen, 396 Nonnen und 90 Laienschwestern samt biographischen Daten und umfangreichen Nachweisen. Mit gleicher Ausführlichkeit zählt Eberl den Güterbesitz des seit 1654 fest zu Schwäbisch-Österreich gehörenden Klosters in über 70 Ortschaften auf, entsprechend geht er auch im Kapitel «Klosterkirche» den Jahrzeitstiftungen und den Kaplaneien nach.

Daß es bei dieser Themenvielfalt zu mancher Überschneidung kommt und manches schon Gesagte an anderer Stelle wiederholt wird, ist verständlich. Wenngleich man sich bei der Darstellung des inneren und äußeren Lebens in Ursprung manche Straffung und Zusammenfassung wünscht, ist dieses Buch für jeden, der sich für die Geschichte Oberschwabens interessiert, wegen seines Materialreichtums unentbehrlich.

Wilfried Setzler

ULF DIRLMEIER: **Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters.** (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1978) Heidelberg 1978.

Die vorliegende Studie hat nicht das Ziel, eine spezielle Geschichte des Lebensstandards aufzuzeigen, sondern aus der Gegenüberstellung von verfügbaren Einnahmen und nachweisbaren Unterhaltskosten Informationen zur materiellen Seite des Daseins spätmittelalterlicher Stadtbewohner zu gewinnen. Über den Aufwand für die Lebenshaltung und für einzelne Bedürfnisse in allen oder einigen Schichten der Stadtbevölkerung werden in der wirtschaftshistorischen Forschung äußerst widersprüchliche Meinungen mit großer Entschiedenheit vertreten. Der Verfasser hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, nicht nur einzelne Lohnsätze zu ermitteln, sondern erzielbare bzw. erzielte Jahreseinkommen zu bestimmen, Verbrauchsmengen und Kosten für Grundnahrungsmittel wenigstens annähernd zu beziffern, Teil- und Gesamtaufwendungen für den Lebensunterhalt nach Menge und Kosten abzuleiten sowie Zusammenhänge zwischen den ermittelten Einkommen und der aus Steuerbüchern bekannten Vermögensverteilung innerhalb der Städte herzustellen.

Der Verfasser unternahm es auch mit gutem Erfolg, mögliche Zusammenhänge zwischen Einkommensverhältnissen, Vermögensverteilung und gesellschaftlicher Schichtung der Stadtbevölkerung aufzuzeigen. Zur Beurteilung des Zusammenhangs zwischen bestimmten Vermögensgrößen und Schichtzugehörigkeit zog er die Preise von Spitalspfründen heran. Sie erscheinen als Bezugsgröße durchaus geeignet, weil dadurch meist detaillierte Leistungen aufgezeigt werden und diese nach zeitgenössischer Terminologie schichtbezogen sind.

Der Verfasser kommt dabei zu erstaunlichen Ergebnissen: In den oberdeutschen Städten des Spätmittelalters konnte weit über die Hälfte der Steuerzahler den Preis für zwei Armenpfründen nicht aufbringen. Der Erwerb einer den bürgerlichen Lebensstandard sichernden Pfründe war nur einem Bruchteil der in den Steuerlisten erfaßten Bürger möglich.

Bedauerlicherweise konnte der Autor einige Fragestellungen aufgrund der Quellenlage nicht beantworten. Bei der Frage nach Verbrauchsmengen und Aufwandskosten mußten Einzelbelege unterschiedlicher Herkunft verwendet werden. Ferner konnte nicht der tatsächliche Haushaltsaufwand für eine einzige, auf Einkommen durch Lohnarbeit angewiesene Familie nachgewiesen

werden. Offen bleiben in diesem Zusammenhang auch die Frage nach der Anzahl der Verdienner pro Familie und – auf der Kostenseite – das Verhältnis zwischen bar zu bestreitendem Aufwand und möglicherweise durch Eigenproduktion gedecktem Bedarf.

Sehr interessant sind die Ergebnisse des Verfassers über die Konsumhöhe im späten Mittelalter. Man wird aufgrund der vorliegenden Untersuchung die bisherigen Vorstellungen von einer hohen Konsumtionsquote der spätmittelalterlichen Bevölkerung revidieren müssen, weil die Kosten für den Lebensunterhalt in den spätmittelalterlichen Städten Oberdeutschlands im Verhältnis zum nachweisbaren Einkommen als hoch zu bezeichnen sind.

Gert Kollmer

UWE JENS WANDEL: **Verdacht von Democratismus?** Studien zur Geschichte von Stadt und Universität Tübingen im Zeitalter der Französischen Revolution. (Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen Band 31.) Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1981. 249 Seiten, 16 Abbildungen. Kartiert DM 78,-

Der innere und der äußere Zustand der Universität Tübingen war in der Umbruchzeit der Französischen Revolution vielleicht noch stärker als in anderen geschichtlichen Zeitabschnitten stark von der Gunst oder der Willkür des Landesherrn abhängig. Der Bogen reicht dabei von Herzog Karl Eugen, der nach anfänglicher nachhaltiger Förderung der Tübinger Hochschule schließlich 1782 die Karlschule gründete, bis zu König Friedrich, der 1811 den Rektor «cassierte» und einen Kurator einsetzte; man sagte ihm zudem nach, er habe für seine Affenmenagerie mehr als für die Universität ausgegeben. Dazu muß allerdings bemerkt werden, daß sich weder die Professoren noch die Stiffler der Obrigkeit gegenüber besonders fügsam verhalten haben. Beharrte der Lehrkörper immer wieder auf den alten Privilegien der Universität, fanden die Studenten, die unter der obrigkeitstaatlichen Bevormundung zu leiden hatten, immer größeren Gefallen an den Gedanken der Revolutionäre im benachbarten Frankreich. Die Darstellung dieser Vorgänge – auch der angebliche Tanz unter dem Freiheitsbaum auf dem Tübinger Marktplatz wird untersucht – nimmt breiten Raum in dieser Veröffentlichung ein. Die Untersuchung zeigt aber auch, daß die Universität über weite Strecken hinweg nicht nur deshalb Schwierigkeiten hatte, sich neuen Wissenschaften zu öffnen (Bohnenberger klagte 1811: *Der physikalische Apparat ist um ein halbes Jahrhundert zurück.*), weil sich der Landesherr dagegen sträubte, sondern die universitären Gremien waren oft genug selbst Gegner notwendiger Reformen; der Kurator Wangenheim mußte 1813 feststellen, die Universität habe *blos das Ansehen einer theologischen Specialschule und einer Universität für Schweizer.*

Die Schrift ist über ihr eigentliches Thema hinaus ein aufschlußreicher Beitrag über den geistigen und kulturellen Zustand Württembergs um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Werner Frasch

FRANZISKA VON HOHENHEIM: **Tagebuch.** Im Auftrag des Württemberg. Geschichts- und Altertumsvereins, herausgegeben von A. OSTERBERG, Major z. D. Faksimile-Ausgabe mit einem Vorwort von PETER LAHNSTEIN. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1981. 542 Seiten, 6 Abbildungen. Kunstleder DM 64,-

Man kennt diese Tagebücher meist mehr vom Hörensagen als durch eigene Lektüre: die Ausgabe von 1913 ist längst vergriffen und nur noch in einigen Bibliotheken einzusehen. So konnte es geschehen, daß meist nur von der besonderen – will sagen: besonders regelwidrigen – Rechtschreibung die Rede war. Der begrüßenswerte fotomechanische Neudruck der Ausgabe von 1913 rückt da einiges wieder ins rechte Lot: die Schreibweise amüsiert nur so lange, bis man begriffen hat, daß es sich um eine Art Lautumschrift des Honoratiorenschwäbisch jener Zeit handelt.

So wendet man sich schnell vom Kuriosen der Form dem Inhalt der Mitteilung zu und gewinnt Einblicke in die späten Jahre des Herzogs Carl Eugen und seiner Lebensgefährtin. Dabei muß man allerdings berücksichtigen, daß Franziska sich aus den politischen Geschäften des Herzogs völlig heraushielt – und herausgehalten wurde. Außerdem pflegte der Herzog gelegentlich in diesen Tagebüchern zu lesen. Daraus erklärt sich auf der einen Seite die Privatheit dieses Tagebuchs, das oft nur vom Leben irgendwelcher wohlhabender Landedelleute zu berichten scheint. Andererseits wird verständlich, daß von all den Problemen nicht die Rede ist, die sich für die evangelische Frau (die nicht ohne pietistische Neigungen war) aus der – dazu noch über lange Zeit illegitimen – Beziehung zu dem katholischen Herzog ergeben haben. Demnach gehört dieses Tagebuch zu den wichtigsten und eindrucksvollsten Dokumenten jener Zeit. Peter Lahnstein gibt mit einem einfühlsamen Vorwort wertvolle Ergänzungen zur Einleitung des ersten Herausgebers; außer dessen umfangreichen Anmerkungen und Registern erleichtern einige Abbildungen und Faksimiles den Zugang und das Verständnis.

Maria Heitland

MANFRED SCHECK: **Zwischen Weltkrieg und Revolution.** Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1920. Böhlau Verlag Köln 1981. 365 Seiten. Broschiert DM 64,-

Anfang November 1918 kam es – kurz vor dem Abschluß und dem Inkrafttreten des Waffenstillstands von Compiègne – auch im Königreich Württemberg zu revolutionären Bestrebungen, die sich durch Protestversammlungen in den größeren Städten und durch Demonstrationstreiks ausdrückten. Die Folge davon war der Rücktritt der württembergischen Regierung am 6. November; ein Tag zuvor war ein Arbeiterrat gebildet worden, dessen Mitglieder allerdings zwei Tage später verhaftet wurden. Am 30. November verzichtete König Wilhelm II. endgültig auf den Thron mit den Worten . . . *wie ich schon erklärt, soll meine Person niemals ein Hindernis sein für die freie Entwicklung der Verhältnisse des Landes und dessen Wohlergehen.* Noch mehr als z. B. in Preußen trugen diese Ereignisse in

Württemberg die Züge einer *Revolution aus Versehen* (Walter Rathenau); denn einerseits waren die herrschenden Kräfte – allen voran der volksverbundene König, dem bei seinem Ableben selbst Sozialdemokraten persönliche Integrität bestätigten – durchaus liberal gesinnt (in Württemberg fand 1898 die erste behördlich genehmigte Maidemonstration in Deutschland statt), andererseits verfolgten die maßgeblichen Vertreter der innerhalb der linken Bewegung die Oberhand gewinnenden SPD insgesamt bürgerlich-gemäßigte Ziel und setzten sich selbstverständlich von den Spartakisten und der USPD ab.

Im Oktober 1918 lag den Sozialdemokraten eine gewaltsame Veränderung der Regierungs- und Staatsform fern, und buchstäblich am Vorabend der Revolution entsandten sie mit Hugelindemann einen sozialdemokratischen Vertreter ins letzte königliche Kabinett; wenige Tage zuvor waren Zehntausende von Stuttgarter Arbeitern aufgerufen von Spartakisten und der USPD zu Demonstrationen durch die Straßen der Stadt gefolgt.

Die entscheidende Wende brachte der 9. November auch in Württemberg. Die Bildung einer provisorischen Regierung unter Blos/Crispien, deren Erklärung *an das württembergische Volk*, daß *eine gewaltige, aber glücklicherweise unblutige Revolution sich vollzogen habe*, das Aufziehen einer roten Fahne auf dem Wilhelmspalais – dem Wohnsitz des Königs – und die Abreise des Königs nach Bebenhausen – zunächst ohne formell abzudanken – sind einige der Ereignisse dieses folgenreichen Tages.

Die detaillierte und sachliche Schilderung der Vorgänge am 9. November in Stuttgart ist einer der Schwerpunkte dieser Publikation, die ein Thema behandelt – die schon oft gemachte Feststellung sei hier wiederholt –, das von der Geschichtsschreibung insgesamt noch stiefmütterlich behandelt wird.

Vorangestellt ist eine Schilderung der sozialen Lage der Arbeiterschaft in Württemberg von 1914 bis 1920 und eine Charakterisierung der Arbeiterbewegung, der linken Parteien und Gruppierungen sowie ihrer wichtigsten Vertreter; anschließend ist die Zeit der verfassungsgebenden Landesversammlung und des Landtags bis zur Wahl im Jahr 1920 dargestellt.

Ein Teil dieses Abschnitts hat in jüngster Zeit auch Günter Cordes in seiner Dokumentation «Krieg, Revolution, Republik – Die Jahre 1918 bis 1920 in Baden und Württemberg» (Vaas Verlag Ulm 1978) belegt. Die jetzt vorliegende Veröffentlichung ist eine gute Ergänzung zu der vorwiegend aus der Wiedergabe von Dokumenten bestehenden Publikation von Cordes.

Scheck hat vor allem die SPD im Visier. Er arbeitet ihre «staatstragende» Auffassung heraus, die sich nach der Übernahme öffentlicher Ämter noch verstärkte. Er weist dabei auf die Auffassung von Wilhelm Blos, für den die bürgerliche Republik eine notwendige Stufe der geschichtlichen Entwicklung darstellte. Führende Sozialdemokraten setzten ihre Überzeugung schnell mit dem Staatsinteresse gleich und deuteten Kritik der äußersten Linken und der sie unterstützenden Arbeiter leicht als Angriff auf die weitgehend noch wilhelminische Staatsautorität. In einer Projektion seiner Gedanken auf die

Gründe des Scheiterns der Demokratie in Deutschland in den Jahren 1930 bis 1933 spricht der Autor davon, daß die von den SPD-Führern durchgesetzte Form der parlamentarischen Demokratie den Anhängern des reaktionären Klassenstaates zu viele Einflußmöglichkeiten beließ, was den Verzicht auf konsequente und tiefgreifende Veränderung bedeutete.

Werner Frasch

Von Ort zu Ort

THEODOR BOLAY: **Chronik von Poppenweiler**. Verlag Peter Krug Bietigheim 1974. 424 Seiten, zahlreiche Abbildungen

THEODOR BOLAY: **Chronik der Stadt Asperg**. Bietigheim 1978. 675 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Theodor Bolay ist durch seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Heimatkunde, Heimatgeschichte und Volkskunde vorwiegend des Zabergäus und des Landes um Ludwigsburg bekannt. Von dem in Asperg lebenden Rektor i. R. liegen seit einigen Jahren zwei umfangreiche Bände Ortsgeschichte vor, auf die wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung immer wieder hingewiesen werden sollte. Beide nennen sich «Chronik von . . .». Sie stellen, wie es einer Chronik entspricht, von den frühesten Zeugnissen der örtlichen Geschichte streng zeitlich geordnet bis in die Gegenwart fortschreitend, einen Gang durch die Ortsgeschichte dar. Dabei kommen Urkunden und andere archivalische Quellen ebenso zu Wort wie Auszüge aus alten Büchern im Familienbesitz, Abschnitte aus der Tageszeitung – alles anzusehen als Zeitdokumente, hinterlassen, verfaßt und geschrieben von jeweils zeitgenössischen Menschen. Daß Bolay das örtliche Geschehen stets in die größere Geschichte des Landes und des Reichs einbaut, braucht kaum gesagt zu werden. Wohl aber, daß die Bücher, die für jede weitere Forschung auf dem betreffenden Boden den gesamten Quellenstoff bereitstellen und mit ausgezeichneten Registern über die Herkunft der abgedruckten und angezogenen Quellen, die darin auftretenden Orte, Personen und vorkommenden Sachinhalte, außerdem mit einem trefflich ergänzenden Bildteil versehen sind. Alles zeugt von der Erfahrung in archivalischer Forschung, von Sachverständnis, Klugheit und unermüdllichem Fleiß des 80jährigen Verfassers. Man möchte auch anderen Orten solche Quellensammlungen zu ihrer Geschichte wünschen.

Helmut Dölker

Heiningen. Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben aus Anlaß der 750-Jahr-Feier der Gemeinde Heiningen 1978. 308 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen
Ortsgeschichtsforschung lebt von Jubiläen, erhält von ihnen zumindest Impulse; so hat auch dieses Buch seine Entstehung der 750-Jahr-Feier der Gemeinde 1978 zu verdanken. Am Beginn steht ein umfang- und materialreicher «Streifzug durch die Geschichte Heiningens» (von Hans Bauer), der von der Alemannischen Landnahme (260 n. Chr.) über die erste Erwähnung 1228 in einer Ur-

kunde des Stiftsarchivs St. Gallen bis ins 19. Jahrhundert führt. Dieser «Streifzug» geht erfreulicherweise nicht nur dem Schicksal der Gemeinde im Wechsel der Herrschaftsverhältnisse und Kriege nach, sondern befaßt sich auch mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen: mit dem Lehwesen, der Leibeigenschaft, der Frondienste, dem Handwerk, dem Gewerbe oder den Mühlen. Bilder und Zeichnungen erläutern den Text.

Ein eigenes Kapitel ist dem «Heiningen zur Zeit König Rudolfs von Habsburg» gewidmet, verlieh dieser dem Dorf doch 1284 das Stadtrecht nach Freiburger Vorbild. Walter Ziegler belegt hier schlüssig, daß Heiningen auch später «alle fünf klassischen Rechte», die man für die rechtliche Existenz einer Stadt voraussetzen muß, besaß, daß aber die *abseitige Lage des Ortes und die unmittelbare Nachbarschaft zu Göppingen* eine Entwicklung zur Stadt de facto verhindert hat. Zumal nachdem durch den Verkauf der Stadt 1321 von den Herzögen von Teck an die Grafen von Württemberg die herrschaftliche Förderung ausblieb, «sank» Heiningen zum Marktflecken herab.

Ausführlich und kenntnisreich schildert Karl Kümmel die Veränderungen, denen Heiningen nach der Jahrhundertwende unterworfen war: so die Einrichtung einer öffentlichen Wasserversorgung, den Anschluß an die Eisenbahn, die Industrialisierung. Wenig erfährt man über das Dritte Reich, viel über den Zusammenbruch.

Neben weiteren historischen Beiträgen über die Pfarrei im Mittelalter und über die Schule vermitteln einige Aufsätze ein Bild der heutigen Gemeinde. So werden die evangelischen, katholischen und neapostolischen Kirchengemeinden ebenso vorgestellt wie die Vereine, die Kreisvereinigung der Lebenshilfe, die freiwillige Feuerwehr oder die Firmen und Unternehmen.

Alles in allem: ein übersichtlich gestaltetes, reichhaltiges Heimatbuch zur Vergangenheit und Gegenwart von Heiningen.

Wilfried Setzler

WILHELM BERNER: **Oberesslingen**. Geschichte und Gegenwart. Esslingen-Oberesslingen 1978. 144 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Lange Jahre hat der kürzlich verstorbene Wilhelm Berner als Pfarrer in Oberesslingen gedient. Die Erinnerung an den Bau der heutigen Kirche vor 150 Jahren (1828), seit 1960 «Martinskirche», gab ihm den Anstoß, sich mit der Geschichte des altwürttembergischen Dorfs unmittelbar vor den Toren der Reichsstadt Esslingen zu beschäftigen. Die Schrift behandelt in einem ersten Teil die Fragen der Vor- und Frühgeschichte auf Oberesslinger Boden, der kirchlichen Frühgeschichte von Esslingen, der Kirchenheiligen, des Kirchenneubaus von 1828 und der Umgestaltung in den 50er Jahren. Der zweite Teil befaßt sich vorwiegend mit der Dorfgeschichte, besonders im Blick auf die Kirchengemeinde und ihre mancherlei Veränderungen durch das starke Wachstum des jetzigen Stadtteils von Esslingen. Ein Orts-, Personen- und Bildregister beschließt den Band, der auch für die Esslinger Stadt- und Kirchengeschichte von Bedeutung ist.

Helmut Dölker

WILHELM RUCKHABERLE: **Rohracker und Frauenkopf**. Zeitgeschichtliche Betrachtungen und Deutungen über Berg und Tal einst und jetzt. Selbstverlag des Verfassers Wilhelm Ruckhaberle, Dürrbachstraße 71, 7000 Stuttgart-Rohracker, 1973

MAX FROMMER: **Isingen**. Kulturkunde einer kleinbäuerlichen schwäbischen Gemeinde. Verfaßt, geschrieben und vervielfältigt von Dr. Max Frommer (Richard-Wagner-Straße 10, 7220 Villingen-Schwenningen). 1976. Vertrieb durch Bürgermeisteramt 7463 Rosenfeld

Bei beiden Büchern handelt es sich nicht um Heimatbücher der überlieferten Art. Sie sind vielmehr als Quellenwerke zum Alltagsleben in zwei verschieden gearteten Dörfern anzusprechen und geben einen Einblick in das Denken und Fühlen der Einwohner, ihre Arbeiten, ihr Verhalten am Werktag und am Feiertag, ihre Auffassungen vom politischen Leben in der Gemeinde, von Kirche, Schule und Erziehung, und sie vermitteln ein Bild von Haus und Dorf, von den Geräten aller Art, vom Handel und Wandel. Beide Bücher sind ausgesprochen für die Ortseinwohner und ihre Nachkommen geschrieben.

Das Buch von Isingen (heute Teilort von Rosenfeld, Zollernalbkreis), das leider nicht in Buchform und Druck, sondern nur in behelfsmäßiger Zusammenstellung, der vom Verfasser in Eigenarbeit geschriebenen und vervielfältigten Blätter und in sehr beschränkter Anzahl vorliegt, stellt geradezu das Ideal einer Erinnerungsniederschrift dar. Es stammt aus der Feder eines vom einfachen Sohn eines Kleinbauern zu hoher akademischer Bildung und Stellung aufgestiegenen Mannes. Im Hauptteil zeichnet er aus untrüglichen Gedächtnis ein, man möchte sagen, vollständiges Bild von seinem Heimatdorf, dessen Menschen und ihrem Leben in der Zeit um 1910, als die überlieferten Lebensformen noch so gut wie ungebrochen galten. Im Einleitungsteil kann er auf Grund seiner wissenschaftlichen Bildung dieses aus den örtlichen Gegebenheiten der Natur und der Geschichte gedankenvoll unterbauen, erklären und deuten.

Angesichts einer solchen Leistung bedauert man wieder einmal aufs neue, daß es, obwohl hierzulande der Aufstieg eines Kleinbauernsohnes in die Höhe der Geistesbildung nicht gerade selten geschah, wohl nur wenige Beispiele solcher als Geschichtsquellen vollwertigen Erinnerungsbücher aus der dörflichen Vergangenheit des Landes gibt und daß noch weniger die Niederschriften für die Familie, die in der Regel eines Tages im «Sperrmüll» ihr Ende fanden oder noch finden werden, doch noch an die Öffentlichkeit gelangt sind. Vielleicht halten angeborene Scheu und Zurückhaltung solche möglichen Urheber vom Schreiben und noch mehr vom Drucken «so bescheidener Produkte» ab. Auch der Verfasser des Isinger Buchs scheint nicht den Mut und das «Geschick» gehabt zu haben (zu seiner Ehre sei das mit Bedauern gesagt), Geldquellen aufzutun, um dem Buch durch den Druck zur verdienten Verbreitung und zur Dauer zu verhelfen.

Von etwas anderer Art ist das Rohracker Buch (Rohracker jetzt Stadtteil von Stuttgart), sowohl wegen des Verfassers wie wegen des keineswegs vergleichbaren Dorfs. Es hat jedoch gleichermaßen Quellenwert.

Beinahe mehr durch Zufall ist hier ein für den örtlichen Schulunterricht in den Jahren 1948–1966 angelegtes Manuskript zum Buch geworden. Damals war der Verfasser der erste ständige Lehrer am Ort nach dem Krieg. In angenehmer, eingängiger, ja fesselnder Weise, was der Zuverlässigkeit keinen Abbruch tut, führt er auf Grund gut verarbeiteter Kenntnisse aus der vorhandenen Literatur über Natur und Geschichte der Umgebung und mit Hilfe geschickt eingestreuter abgedruckter Urkunden, Protokolle, statistischer Angaben u. a. in die Lebensgrundlagen seines Dorfs ein; dabei behandelt er nach den üblichen Gesichtspunkten die wesentlichen Lebensgebiete des Kleinbauern- und Weingärtnerorts und der ganz anders gearteten zugehörigen Neusiedlung «Frauenkopf». Das Wichtigste, was man in einem Heimatbuch zu finden hofft, wird dabei dem Leser vermittelt (einschließlich sogar einer Zusammenstellung und Deutung der Flurnamen).

Die eigene Note bekommt das Buch für die letzten hundert Jahre, die ja die Weltkriege, den Übergang vom bäuerlichen Dorf zur Arbeiterwohngemeinde und am Ende zu den angewachsenen Wohnsiedlungen umfassen und somit für Verwaltung und Einwohner ganz neuartige Probleme stellten. In diesen Abschnitten, gegliedert nach den Namen der jeweiligen Schultheißen, stützt sich das Buch weithin auf mündliche Berichte der Alten über Selbsterlebtes, und somit wird das «Heimatbuch» mit seinen «zeitgeschichtlichen Betrachtungen und Deutungen» zu einem wertvollen Quellenwerk. Dem Verfasser gebührt Dank für seine Bemühungen um «Augenzeugenberichte». Wer wüßte anders in wenigen Jahren noch von den örtlichen Einzelheiten des Geschehens, vom Erleben und Empfinden der einzelnen Menschen?

Helmut Dölker

HERMANN VIETZEN: **Scharnhausen**. Aus siebenhundert Jahren Ortsgeschichte. Wegra-Verlagsgesellschaft Stuttgart 1976. 132 Seiten, zahlreiche Abbildungen, eine Karte. Einem alten Wunsch der Scharnhausener nach einer Ortsgeschichte ist Hermann Vietzen gerade rechtzeitig noch nachgekommen. Leider hat der Ort auf 1. 1. 1975 seine jahrhundertealte Selbständigkeit verloren; durch die Gemeindereform ist er in der neuen Stadt Ostfildern aufgegangen. Daß diese Ortsgeschichte zuverlässig und gut geschrieben ist, versteht sich bei dem in solchen Aufgaben erfahrenen ehemaligen Stadtarchivar von Stuttgart von selbst. Sie bringt das Wesentliche sowohl zur Geschichte des Dorfes wie zu der des herzoglichen Schloßchens Scharnhausen.

Helmut Dölker

SIEGFRIED KREZDORN und ADOLF SCHAHL: **Schemmerhofen**. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1980, 158 Seiten, zahlreiche, z. T. farbige Fotos. Leinen DM 34,- Schemmerhofen – im Landkreis Biberach gelegen – ist eine junge «Reformgemeinde», die während der Kommunalreform vor rund zehn Jahren durch die Zusammenlegung mehrerer einst selbständiger Gemeinden entstand. In diesem Fall waren es gleich sieben Gemeinden, die vereinigt wurden: Alberweiler, Altheim, Aßmannshardt, Aufho-

fen, Ingerkingen, Langenschemmern und Schemmerberg; ihr Zusammenschluß mag auch Grund für die Herausgabe dieser Ortschronik gewesen sein.

Von überörtlichem Interesse sind dabei die mittelalterlichen Besitzverhältnisse dieser Gemarkungen, die hier besonders vielfältig waren. Ein Schwerpunkt der Darstellung liegt deshalb in der Ausbreitung der Herrschaftsgeschichte in diesem territorial- wie auch besitzgeschichtlich äußerst aufgesplitterten Gebiet. Aufschlußreich ist die Darstellung der damit verbundenen verschiedenen Lebensarten, der Abgaben und der Dienste sowie der Folgen der Leibeigenschaft und der Ausübung der Gerichtsbarkeit; hier erfährt man einiges über die mittelalterlichen Abhängigkeiten. Dieser zusammenfassenden Darstellung bezogen auf das heutige Gemarkungsgebiet folgen Ausführungen über die Geschichte der einzelnen Ortsteile, die – auch begründet durch die Straffung des Textes – je nach Lage der Archivalien nur knappe Hinweise enthalten. Bezüge zur jüngeren Vergangenheit und zur Gegenwart werden hier nur ausnahmsweise hergestellt.

Das Kapitel «Schemmerhofen auf dem Weg in die Zukunft» versucht hingegen eine Gesamtschau des gegenwärtigen Zustandes der Gemeinde. Bedauerlich ist, daß hier die Ereignisse nur sehr cursorisch aneinandergereiht wurden. Selbst die doch einschneidende Neugründung der Gemeinde ist nicht nach der Jahreszahl benannt. Auch ist es fraglich, ob die genannten Beträge für die *steigenden Einnahmen an Grundsteuer* ohne Bezug auf die Gesamtsituation in wenigen Jahren noch einen Aussagewert haben. Hier wären mit kritischem Blick für das Wesentliche Schwerpunkte zu setzen gewesen.

Ein umfangreiches Kapitel, von Adolf Schahl verfaßt, beschreibt die Bau- und Kunstdenkmale der Gemeinde. Hier sind vor allem die Wandbilder der Schemmerhofer Kirche aus der Zeit um 1360/70 von überörtlicher Bedeutung.

Werner Frasch

PAUL SAUER: **Tamm**. Geschichte einer Gemeinde. Vaas Verlag Ulm 1980, 600 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 38,-

In seiner Schlußbetrachtung stellt der Autor fest, daß Tamm nicht zu den Orten mit einer großen Geschichte gehört; in der Tat sind in der Vergangenheit des einstigen ummauerten Dorfes und der heutigen aufstrebenden Wohn- und Industriegemeinde im Vergleich etwa mit einer freien Reichsstadt wenig bemerkenswerte außergewöhnliche Ereignisse passiert; Tamm gehört wie viele andere württembergische Ansiedlungen zu den Orten, die vom Lauf der Geschichte «geschliffen» wurden. Andererseits dürfte aber manche Stadt, die eine abwechslungsreichere Geschichte hat, nicht über eine solch umfassende und lebendig geschriebene Chronik verfügen, wie dies die Gemeinde Tamm mit dieser Veröffentlichung kann.

Auf sechshundert Seiten wird der geschichtliche Bogen von den ersten Spuren menschlichen Daseins bis in die Gegenwart gezogen; ein Anhang mit Zeittafel, einer Übersicht über alte Maße, Gewichte und Münzen sowie mehrere Register runden den reich illustrierten Band ab. In Aufbau, Gliederung und wissenschaftlicher Exaktheit

darf dieser Chronik Vorbildcharakter für ähnliche Veröffentlichungen zugesprochen werden. Bei einer großen Detailfülle verzichtet sie nie auf die allgemeine historische Entwicklung, so daß die Darstellung exemplarischen Charakter für den Zustand des altwürttembergischen Dorfes, seine Beziehungen zur Obrigkeit, das Verhältnis zu Nachbargemeinden, die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse für sich in Anspruch nehmen kann. Wer dieses Buch als Nichtbürger von Tamm liest, erhält eine Fülle von Hinweisen und Anregungen, die er – bei allem notwendigen Vorbehalt – auch auf die Geschichte anderer – ähnlich strukturierter – Orte übertragen kann. Besonders zu erwähnen ist, daß die Gewichtung der behandelten Zeitabschnitte erfreulicherweise eindeutig zugunsten der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart vorgenommen wurde. So kommt der Autor beispielsweise für den Abschnitt Frühzeit und Mittelalter mit 36 Seiten aus, beschreibt die Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges bis zur Gegenwart aber auf mehr als einhundert Seiten. Nicht ausgespart ist dabei auch die Zeit des «Dritten Reiches»; in Ortsgeschichten ist das heute noch die Ausnahme. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten und ihr Fußfassen in der Gemeinde, das langsame Eindringen ihres Gedankengutes, die Anpassung verbunden mit vielerlei Intrigen, aber auch der offene und der versteckte Widerstand werden sachlich und faktenreich geschildert, ohne Namen zu verschweigen. Schon wegen des «Mutes», auf diesen Zeitabschnitt nicht verzichtet zu haben, verdient dieses Buch auch außerhalb Tamms Beachtung.

Werner Frasch

WALTER und INGE JENS, STEFAN MOSES und JOACHIM FEIST: **Die kleine große Stadt Tübingen**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 156 Seiten, 84 Bildtafeln, davon 46 farbig. Leinen DM 59,-

Mal ganz was Neues unter den vielen, vielen bilderreichen Städtebüchern der letzten Jahre: drei ganz unterschiedliche Bücher in einem. Zunächst ein durchgeformter, in sich geschlossener Essay, in hochgestimmtem Ton, fast eher ein antikisches Stadt-Lob als ein Stadt-Porträt – oder doch zumindest eine rhetorisch wie inhaltlich brillante Liebeserklärung des nun wohl endgültig dieser Stadt an- und zugehörenden Autors. Oder doch nicht ganz? Es scheint nicht nur Zugewandtheit, sondern auch eine gute Portion hanseatischer Höflichkeit und damit Distanz im Spiel zu sein gegen die immer noch als gastgebend empfundene kleine große Stadt: die überwiegende Hinwendung zur Vergangenheit, zu Spiegelungen Tübingens in vergangenen Zeiten schließt auf listige Weise aus, daß der Autor dem Leser all die Dinge vor Augen rückt, die man eben nur als Landeskind – wie Vischer oder Mohl – so unverblümt aussprechen kann. Genug, daß der Autor weiß (und bei anderen Gelegenheiten auch ausspricht), was eben auch heute noch in dieser Stadt wächst und wuchert, stockt und stinkt. – Das zweite Teilbuch dann: ein Bilderbuch-Bildband. Man hat gar nicht geahnt, daß Tübingen immer noch so überaus schön und stimmungsvoll (und gar fast doch rothenburgisch!) ist; aber all das Schöne er-

scheint wie in einer Feiertagsferne. Man kennt Bilderreihen über diese Stadt, die im Detail mehr vom Ganzen spürbar machen, andere auch (und daraus scheinen hier einige Motive wiederzukehren), die zwar nicht unbedingt realistischer sind, aber doch mehr Wirklichkeit vermitteln. – Und dann noch das dritte Buch im Buch: Selten war die Bezeichnung «Legenden» für bildbegleitende Texte so zutreffend: Nicht nur, weil man sie lesen muß, wenn man das Buch ausschöpfen will, sondern auch, weil sei die Bilder nicht nur nennend und erklärend, sondern geradezu erzählend begleiten. Ganze Kapitel Tübinger Stadtgeschichte werden da abgehandelt aus Anlaß fast eines jeden einzelnen Bildes: Man wünschte sich Stadtführungen, die in dieser Art die jeweilige Anschauung verständlich machen im Jetzt und sie zugleich vertiefen in die verschiedenen Schichten der heute noch wirksamen Vergangenheit – so lehrreich und so wenig lehrhaft wie hier. Nicht zu übersehen auch in diesem Teil des Buches: die vornehme Vermeidung jeder Gelegenheit, Anstoß zu nehmen oder zu geben – oder: wiederum das deutlich spürbare Bemühen, Tübingen in einem fast sonntäglichen Glanz zu zeigen. (Angesichts solchen Glanzes wär's wohl müßig, über ein paar Kleinigkeiten zu reden, wie etwa darüber, daß «der Spital» eben nicht nur sprachlich – weil schwäbisch – etwas anderes ist als «das Spital», sondern auch institutionell . . .)

Willy Leygraf

MANFRED LANGHANS: **Der Schurwald.** Land und Leute einst und jetzt. 2. Auflage. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1980. 323 Seiten, 24 Abbildungen

Das hervorragende Buch liegt nun in zweiter Auflage vor. Der Grund dafür, daß hier noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen wird, liegt darin, daß es der Verfasser nicht bloß in Kleinigkeiten verbessert, sondern daß er das Schlußkapitel «Neues Leben (seit 1945)» des Teils A (Landeskunde) ganz neu entworfen und gefaßt und im Teil B («Die Ortskunden . . .») die Angaben zu den Orten, den Neuerungen in der Kreis- und Gemeindeverwaltung und in den amtlichen Statistiken Rechnung tragend, ergänzt und alle auf die Höhe des Jahres 1980 gebracht hat. Damit ist der im Titel gegebenen Zusage eines Berichts über «Land und Leute einst und jetzt» voll und ganz Genüge getan.

Aufs neue waren dazu persönliche Beobachtungen und viele örtliche Erkundungen zu machen, Anregungen, die nach der ersten Auflage an den Verfasser gekommen waren, zu verfolgen und außerdem das Feld des Dargebotenen (vor allem auch auf dem Gebiet des volkstümlichen Lebens) beträchtlich zu erweitern. Der rasche Schritt des Landstrichs vom Bauernland zum Wohngebiet der Berufstätigen wird dadurch noch kräftiger hervorgehoben und dieser als eine Raumeinheit, als ein Körper mit räumlicher Ausdehnung und zeitlicher Entwicklung noch klarer erkennbar als vorher. Wiederholt sei der neuerliche Dank an den Verfasser und der Wunsch, daß auch anderen Landschaftseinheiten das Glück einer solchen monographischen Behandlung zuteil werden möge.

Helmut Dölker

ROBERT HOLDER und HANS WIDMANN: **Die Schwäbische Alb.** 5. Auflage. Robert Holder Verlag Urach 1981. 102 Seiten, 89 Abbildungen, Leinen

Das im Format eher bescheidene – knapp 16x16 cm große Bändchen überrascht mit reichem Inhalt: 48 Farb- und 41 Schwarzweißfotos zeigen die vielen Gesichter dieses Juragebirges. Die Aufnahmen von Felsen, Wacholderheide, Wasserfällen, Burgen und Schlössern, Lauter- und Laucherttal, Kirchen und Klöstern, von der Hochfläche ergeben in ihrer Gesamtheit ein vielfältiges und gleichzeitig charakteristisches Bild. Der kundige Text von Hans Widmann begleitet den Betrachter dieser Fotos auf seinem Streifzug mit Hinweisen auf Geographie, Geschichte und Sehenswürdigkeiten dieses Landstriches. Text und Bild fügen sich zu einer Einheit zusammen, beide werben um Liebe und erwecken beim Leser unwillkürlich den Wunsch, bald selber die Schwäbische Alb zu entdecken oder wieder neu zu entdecken.

Marion Victor

Volks- und Heimatkunde

KARL BOHNENBERGER u. a.: **Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg.** Glaube – Brauch – Heilkunde (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg – Band 5). 3. Auflage, Verlag Müller & Gräff Stuttgart 1980. 331 Seiten, 8 Farbtafeln, 62 Karten. Leinen DM 40,-

Es ist erfreulich, daß die Landesstelle für Volkskunde die nötigen Mittel aufbringen konnte, um dieses einzigartige, an Stoff und Inhalt fast überreiche Quellenwerk zum volkstümlichen Leben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nun in 3. Auflage herauszubringen. Besonderen Dank verdient Dr. I. Hampp, die Leiterin der Landesstelle, dafür, daß sie das Werk (zuerst veröffentlicht 1961) nun mit 8 Farbtafeln nach Bildern des Biberacher Malers Johann Baptist Pflug hat ausstatten, durch 62 Karten der ehemaligen württembergischen Oberamtsbezirke ergänzen (angesichts der Veränderungen in den Verwaltungsgrenzen und Kreisbezeichnungen jedermann sehr willkommen!) und mit einem pünktlich gearbeiteten Ortsregister versehen können. Über die Geschichte der «Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg» als die Vorlage dieses Bandes und über die Anlage und Einrichtung der Neuausgabe findet sich der nötige Aufschluß auf den Seiten VI–VIII. – Eine Veröffentlichung, die ihr Geld wert ist!

Helmut Dölker

EUGEN FEHRLE: **Badische Volkskunde.** Frankfurt 1979

PAUL WALTHER: **Schwäbische Volkskunde.** Verlag Weidlich Frankfurt 1980

In unverändertem Nachdruck hat der Verlag die beiden aus den zwanziger Jahren stammenden zusammenfassenden Veröffentlichungen zur Volkskunde im deutschen Südwesten herausgebracht. Auch wenn die in den Buchtiteln verwendeten Eigenschaftswörter unscharf sind und in ihrer Bedeutungsgrundlage sich nicht entsprechen,

heute in solchem Zusammenhang auch kaum mehr benutzt würden, weiß man doch ungefähr, was damit gemeint ist. Man freut sich daran, diese über ein halbes Jahrhundert alten Darstellungen wieder lesen und kaufen zu können. Wer Leander Petzoldts Vorwort zur «Schwäbischen Volkskunde» liest und sich dessen bewußt bleibt, daß die Sicht der Verfasser – Eugen Fehrle war zu den führenden Volkskundlern zu zählen – damals anders bedingt war als heute und daß sich die Vorstellung von den Aufgaben der Volkskunde in der Zwischenzeit einigermaßen geändert hat, der wird das hier gezeichnete Bild der Volkskultur in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts mit großem Nutzen lesen und den Wert der Bücher als wissenschaftliche Dokumente der volkskundlichen Forschung erkennen. Sie haben keine oder nur sehr wenige Nebenbuhler von Gewicht; ihr Thema ist bis heute nicht wieder aufgenommen worden.

Helmut Dölker

ECKART FRAHM und WOLFGANG ALBER: **Heimath, süße Heimath.** 17 Vexierbilder über die Ansicht: Unsere Zukunft liegt in der Vergangenheit. 2. Neubearb. Auflage, Schwäbische Verlagsgesellschaft Tübingen 1981. 228 Seiten, 37 Illustrationen, Broschiert DM 29,80

Vexierbilder – also Verwirrbilder – nennen die Autoren ihr Buch im Untertitel. Und in der Tat: Die Ansicht »Unsere Zukunft liegt in der Vergangenheit« wird hier kritisch unter die Lupe genommen, und manches Vorurteil wird gehörig vom Kopf auf die Beine gestellt. Nicht ironisch, wie die Titelformulierung vielleicht nahelegen mag, aber auch nicht mit wissenschaftlichem Ernst und trotzdem nicht ohne Tiefgang analysieren die Autoren – in erster Linie empirische Kulturwissenschaftler – Bereiche gegenwärtiger menschlicher Existenz: Nachbarschaft, Geselligkeit, Tod und Sterben, Außenseiter, Freizeitbeschäftigungen: zwischenmenschliche Beziehungen und ökonomische Lebensbasis.

Bereits der «statt eines Vorworts» aufgenommene Text von Jacob Grimm «Über die Heimatliebe» weist in die Richtung des Buches: *Was als gemeine Redensart von vielen gedrechselt und im Munde geführt wird: Wo es einem gut gehe, dort sei seine Heimat, das ist mir immer als schlechter Spruch erschienen und geeignet, eine höchst unnütze Art von Leichtfertigkeit zu erzeugen. Denn wer glaubt wohl wirklich, er könne seine Heimat wie ein Kleidungsstück wechseln und, nachdem er das alte abgelegt, ein neues, schöneres anziehen?*

Die Autoren wollen in ihren Beiträgen, die allesamt schon anderwärts veröffentlicht oder im Rundfunk gesendet wurden, zeigen, daß man seinen Standort, seine Heimat, nicht wechseln kann wie ein Hemd; die gegebenen Bedingungen sind zu einflußreich. Sie zeichnen deshalb in erster Linie eine historische Entwicklungslinie zu unseren heutigen Lebenswirklichkeiten nach; politische, ökonomische und religiöse Aspekte spielen hier eine Rolle. In dem Kapitel «Der «fröhliche» Tod» wird dies besonders deutlich. Während Erfahrungen mit dem Sterben früher zum Alltag gehörten, trifft uns der Verlust eines Angehörigen heute zumeist unvermittelt und ist nicht mehr gewissermaßen Stück für Stück auslebbar: Quelle für nostal-

gische Sehnsüchte, die mit unwiederbringlichen Mitteln von einst nicht gestillt werden können. Allerdings sind nicht alle Beiträge des Buches frei von idyllischer Verklärung. Die schwäbische Gemütlichkeit beim «Bodagfährtle» des Rebensaftes oder die Sinnenfreude oberschwäbischer Fasnacht werden doch etwas zu sehr in den Dienst eines problemlosen Miteinander gestellt; realistischer scheint dagegen die «Nachbarschaft» charakterisiert zu sein als ein «Not- und Terrorzusammenhang», der sowohl gegenseitigen Schutz als auch gegenseitige Bedrohung bedeutet.

Werner Frasch

Varia

WERNER FLEISCHHAUER: **Barock im Herzogtum Württemberg.** Verlag Kohlhammer Stuttgart. 2. Auflage 1981.

Werner Fleischhauers «Barock im Herzogtum Württemberg» erschien bereits in erster Auflage im Jahre 1958. Das Buch war seit vielen Jahren vergriffen. Nun liegt es als Neuauflage wieder vor. Änderungen, Berichtigungen oder Ergänzungen hat der Autor nicht vorgenommen. Neuere Forschungsergebnisse, besonders die zur Geschichte des Ludwigsburger Schlosses, hätten kaum entscheidend neue Gesichtspunkte hervorgebracht.

Fleischhauer begrenzt die Epoche des Barock auf die Zeit von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum 4. oder 5. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Einschneidende Ereignisse markieren diesen Zeitraum: Die Rückkehr des Herzogs Eberhard III. in sein Land im Jahre 1638 und der Tod des Herzogs Karl Alexander im Jahre 1737. Im räumlichen und zeitlichen Zentrum – und damit auch Hauptteil des Buches – steht die Baugeschichte des Ludwigsburger Schlosses. Fleischhauer beleuchtet nicht nur den Bau selbst mit all seinen Details, er betrachtet auch die Residenzstadt Ludwigsburg – die Stadtplanung von Frisoni, das Häuser- und Straßenbild –. *Die herzoglichen Bauten in der Stadt*, so Fleischhauer nüchtern, *waren zumeist künstlerisch anspruchslos. Die Stadt Eberhard Ludwigs bot ein schlichtes, fast uniformes Straßenbild.* Das lag an der württembergischen Bauordnung, die vom Herzog noch verschärft wurde. Die Baulinie mußte eingehalten werden – der Typus des Reihenhauses wurde entwickelt –, und auf das Verbot von Zwischen- und Aufbauten wurde streng geachtet. Dieser fast schon ästhetisch-herbe Charakter resultiert aber auch nach Fleischhauers Meinung aus der Not der Kriegsjahre – gemeint ist der 30jährige Krieg –. Die Not dieser Zeit soll zu einem innerlichen Verzicht auf jeden Schmuck geführt haben. Das gilt wohl nicht so sehr für das Ludwigsburger Schloß als vielmehr für die Profan- und Sakralbauten in der Provinz. Auf jeden Fall konstatiert Fleischhauer ein Festhalten an der Tradition der Spätrenaissance.

Die Entfaltung barocker Pracht kam nicht so sehr in der Architektur zum Ausdruck – oder besser: noch nicht; «barocken Glanz» gibt es in diesem Sinne nicht – erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im Rokoko. Der Fürst der Barockzeit hat die Herrlichkeit seines Hofes auf

glänzenden Festen darstellen lassen. Hier hat sich das Lebensgefühl der Barockzeit eine phantastische Scheinwelt erschaffen. Als ein Beispiel dieser Prachtentfaltung führt Fleischhauer u. a. die Hochzeit der Prinzessin Sophie Luise im Jahre 1671 mit dem Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth an.

Fleischhauers besonderes Verdienst besteht wohl im Aufzeigen der soziologischen und politischen Verhältnisse des Herzogtums. Nur so kann die Kunstproduktion verstanden werden. Zwischen Hofs- und Volkskunst klafft ein fast unüberbrückbarer Abgrund.

Der Bürger lebte als Untertan. Die von Fleischhauer skizzierte Lebenskultur des 17. und 18. Jahrhunderts ist mit einem «Birnauer Honigschlecker» oder einem «glühenden Barockhimmel» nur sehr schwer in Einklang zu bringen. Die berüchtigte Karnevalsordnung von 1719 verlangte vom Bürger, sich bei den Festen einzufinden. Als «Zwangsgäste» mußten sie die Rolle der Statisten zur Belebung der Feierlichkeiten einnehmen –. Fleischhauer: *Ein wahrhaftiger Greuel für die pietistischen Anschauungen der bürgerlichen Ehrbarkeit.*

Ehrenfried Kluckert

ADOLF SCHAHL: **Das gute Land.** Leben und Arbeit in Württemberg in den zyklischen Bildfolgen von KONRAD WEITBRECHT (1796–1836). J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1980. 128 Seiten, 98 Reproduktionen von Lithographien. Leinen Die letzten Worte des Königs Wilhelm I. von Württemberg vor seinem Tode am 25. Juni 1864 im Landhaus Rosenstein über dem Neckar bei Berg sollen gewesen sein: *Es schmerzt sehr, von einem so schönen und guten Lande scheiden zu müssen.* Darauf hat Adolf Schahl für den Titel seines Werks zurückgegriffen, mit dem er sich auf eine Anregung von Professor Ernst Schüz, dem früheren Direktor des Naturkundemuseums im Schloß Rosenstein, seit 1963 beschäftigte. Ursprünglich war nur an eine Veröffentlichung des Jahreszeiten-Relieffrieses von Konrad Weitbrecht im großen Saal, des *künstlerischen Herzstücks des Schlosses*, gedacht. Doch der Plan weitete sich unter der Hand des Kunstgeschichtlers aus auf andere zumeist unveröffentlichte zyklische Darstellungen Weitbrechts aus der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie, in denen Lebens- und Arbeitsabläufe zusammenhängend geschaut werden. So wurde die geplante Teilveröffentlichung zu einer geschlossenen Arbeit über das Lebenswerk des Künstlers Weitbrecht, das sich zwar in vielen Einzelstücken als Schmuck auf alten gußeisernen Ofenplatten, zuletzt unter der Bezeichnung «Wasseralfinger Guß» als geschätzter Wandschmuck weit über das Land verbreitet findet, im zyklischen Inhaltszusammenhang jedoch nicht erkannt und dessen Schöpfer dem Namen nach so gut wie unbekannt ist.

Das nun vorliegende Buch enthält außer rund 100 verkleinerten, vortrefflichen Wiedergaben einzelner Szenen aus den in Basrelief ausgeführten oder für die Ausführung entworfenen Zyklen (Die vier Jahreszeiten, Das Berg- und Hüttenwerk, Der Dorfbrand, Die Straße, Die Hausfrau) ein kurzgefaßtes, aber inhaltreiches Kapitel «Die stil- und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen» und ausführli-

che Erklärungen und Deutungen zu den einzelnen Szenen nach ihrer künstlerischen Form, ihrem Inhalt, ihrem Gehalt und ihrer sachlichen Aussage für Arbeits-, Handwerks- und Technikgeschichte, Volkskunde und Gesellschaftsgeschichte. Ein kurzes Schlußkapitel bringt die notwendigen Angaben über «Leben und Werk von Konrad Weitbrecht».

Dem Betrachter der Bilder wird klar, daß es dem Künstler bei allen seinen Arbeiten darum ging, den Menschen in seinem Alltag, in Familie, Beruf und Gemeinschaft, das Leben in seinem Auf und Ab darzustellen – gegenwartsnah, leben- und wirklichkeitserfüllt und zwar mit den künstlerischen Mitteln der klassizistischen Umrißzeichnung, wobei der Mensch im Mittelpunkt des Geschehens steht. Wer etwa an dieser Form der Schöpfungen Anstoß nehmen und darin vielleicht gar eine willkürliche Verherrlichung des einfachen Lebens in der Vergangenheit sehen möchte, der möge sich darüber im klaren sein, daß Weitbrecht seine Motive keineswegs aus der Antike geholt hat, sondern aus dem Volksleben seiner Tage in Württemberg und daß er uns unschätzbare Einblicke in die Einzelheiten eben dieses Volkslebens, seiner Bedingungen und Formen gibt (z. B. Arbeitsvorgänge, Geräte im bäuerlichen und handwerklichen Leben, das ohne die geschlossene Familie nicht zu denken ist, Berg- und Hüttenwerk, Straßenverkehr, Brandkatastrophe–Löschwesen, Familienleben, Arbeitsteilung).

Insgesamt ein für den kunstgeschichtlich Interessierten, den Volkskundler und den Soziologen gleich wertvolles Buch, für das man dem Verfasser und dem für die gute Ausstattung verantwortlichen Verlag gerne Dank sagt.
Helmut Dölker

Weitere Titel

BERNHARD LOSCH: **Sühne und Gedenken.** Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar (Landesstelle für Volkskunde Stuttgart: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 4). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 424 Seiten, 571 Abbildungen. Leinen DM 89,-

Statt einer Besprechung wird verwiesen auf den Aufsatz des Verfassers in Heft 4/1981, Seite 324.

WALTER BERNHARDT (Hg): **Acht Jahrhunderte Stadtgeschichte.** Vergangenheit und Gegenwart im Spiegel der Kommunalarchive in Baden-Württemberg. Katalog zur Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft Kommunalarchive im Städtetag Baden-Württemberg 1. bis 30. Oktober 1981 im Landes pavillon Stuttgart. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 196 Seiten, 98 teils farbige Abbildungen. Broschiert DM 20,-

LANDESARCHIVDIREKTION BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg): **Das staatliche Archivwesen in Baden-Württemberg.** Aufgaben – Organisation – Archive. Selbstverlag der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg Stuttgart 1981. (Bezug bei der Landesarchivdirektion und bei den Staatsarchiven des Landes Baden-Württemberg.) 68 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen. Broschiert DM 7,-

SCHWÄBISCHER
HEIMATBUND

Einladung zur
Mitgliederversammlung
1982

Mittwoch, 31. März 1982
18.00 Uhr

Stuttgart
Wilhelmshaus
Konrad-Adenauer-Str. 2

Tagesordnung:

- 1 Tätigkeitsbericht
des Vorstandes
- 2 Kassenbericht
des Schatzmeisters
- 3 Prüfungsbericht
des Kassenprüfers
- 4 Entlastung
- 5 Anträge
- 6 Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung
sind spätestens 5 Tage vor
der Versammlung dem
Vorsitzenden schriftlich
zuzuleiten.

Der Vorsitzende
gez. Prof. Willi Birn
Regierungspräsident i. R.

Im Anschluß an die Mit-
gliederversammlung – um
20 Uhr am gleichen Ort –
Vortrag von
Dr. Wolfgang Irtenkauf:
«Graf Eberhard im Bart,
Württembergs geliebter
Herr» (mit Lichtbildern).

Biberacher Tage 1981

(sh) Auf das Wochenende 3./4. Okto-
ber 1981 hatte der SCHWÄBISCHE HEI-
MATBUND nach Biberach eingeladen
zu einem reichen Programm interner
und öffentlicher Veranstaltungen.
Über die beiden öffentlichen Veran-
staltungen mögen Ausschnitte aus
Presseberichten informieren:

*Zum herausragenden Ereignis wurde die
Wieland-Soiree in Zusammenarbeit mit
dem Südwestfunk, die Begeisterung für
den Dichter der Abderiten wecken mußte.
. . . In Leseproben aus dem Bildungsro-
man «Agathon», aus dem «Sendschreiben
an einen jungen Dichter» und den Vers-
dichtungen «Musarion» und «Clelia und
Sinibald» zeigte sich Gert Westphal als
virtuoser Sprecher und dramatisierungs-
fähiger Schilderer, der Wielands oft
kunstvoll gebaute, mit betrachtenden Ein-
schüben versehenen Sätze zu ungeahnter
Lebendigkeit führte. So mußte man zu
Hause Wieland selbst lesen können, dann
lägen seine Werke wohl nicht unbeachtet
im Bücherschrank oder ungekauft im
Buchgeschäft. Welche Poesie des Stils,
welche Harmonie der Verse! Man ent-
deckte aber auch den geistvollen Humor
und das liebenswürdige Verständnis für
die Menschen und das was sie tun. . . Die
Due Boemi lieferten mit ihren musikali-
schen Beiträgen allerdings die würdige
Begleitung zu den Texten und «Hinaus-
weisungen» auf Wieland. Kompositionen
von Martinu, Messiaen, Haba und Ste-
dron bildeten feinnervige Kontraste zum
Wielandschen Enthusiasmus oder waren
ihm harmonische Bestätigung. Emma
Kovarnova und Josef Horak spielten ge-
diegen wie immer. (Schwäbische Zei-
tung)*

*Heimat und Region haben neuen Wert be-
kommen – auch für die Medien. Im Süd-
westfunk wird die Region künftig öfter zu
Wort kommen. Das versicherte Dr. Hu-
bert Locher, Hörfunkdirektor des Süd-
westfunks (SWF) Baden-Baden, bei den
«Biberacher Tagen 1981» (Südwest-
presse). Dieser von der Presse stark
beachtete Vortrag ist in diesem Heft in
vollem Wortlaut abgedruckt.*

Aus den internen Veranstaltungen ist
festzuhalten, daß die Mitgliederver-
sammlung satzungsgemäß den enge-
ren Vorstand neu gewählt hat. Aus
persönlichen Gründen hat der lang-
jährige 1. Stellvertreter des Vorsit-
zenden und frühere Redakteur dieser
Zeitschrift Dr. Wolfgang Irtenkauf
sich nicht mehr der Wahl stellen kön-
nen. Die Versammlung dankte ihm
für seine langjährige tätige Mitarbeit
und bestätigte seine Berufung in den
Erweiterten Vorstand. In den Enge-
ren Vorstand wurden gewählt: Vor-
sitzender: Prof. Willi K. Birn, 1. Stell-
vertreter des Vorsitzenden: Willy
Leygraf, 2. Stellvertreter des Vorsit-
zenden: Dr. Oswald Rathfelder,
Schatzmeister: Dr. Dr. Rudolf Bütter-
lin, Schriftführer: Dr. Wilfried Setzler
(als einziges neues Vorstandsmit-
glied; er ist Leiter des Kulturamtes der
Stadt Tübingen und den Mitgliedern
durch Vorträge und Führungen sowie
durch Beiträge zu dieser Zeitschrift
bekannt), weitere Vorstandsmitglie-
der: Prof. Dr. Helmut Dölker und
Fritz Oechßler.

Von besonderer Bedeutung waren
zwei von Vorstand und Beirat vorbe-
reitete Resolutionen, die von der Mit-
gliederversammlung einhellig bestä-
tigt wurden. In ihnen wendet sich der
SCHWÄBISCHE HEIMATBUND zum einen
gegen die Verwandlung des Unter-
laufs der Argen (darüber wurde in
Heft 4/81 berichtet, inzwischen ist das
Projekt – vorläufig? – nicht mehr ak-
tuell); zum anderen hat sich der
SCHWÄBISCHE HEIMATBUND gegen
eine Übertragung von Kompetenzen
in der Denkmalpflege auf die Ebene
der Großen Kreisstädte gewandt.
Beide Resolutionen – sie haben in der
Öffentlichkeit starke Beachtung ge-
funden und lebhaften Widerhall aus-
gelöst – werden hier im Wortlaut ab-
gedruckt:

Gegen den Ausbau der Argen

Die Mitgliederversammlung des
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES am 3.

10. 1981 in Biberach an der Riß wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen das Projekt der EVS, den Unterlauf der Argen in eine Kette von Staustufen zu verwandeln. Der damit – und vor allem mit dem Kopfspeicher – verbundene Eingriff in die Landschaft des einzigen noch einigermaßen unbeeinträchtigten Gebirgsflusses Württembergs steht in keinem Verhältnis zu der dabei zu gewinnenden Energiemenge. Auch angesichts des Zwangs zur Ausschöpfung möglichst vieler heimischer Energiequellen muß bei jeder Planung bedacht werden, daß die Landschaft zu den nicht erneuerbaren Ressourcen gehört und deshalb äußerster Schonung bedarf.

Keine Verlagerung der Denkmalpflege-Kompetenzen!

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND wendet sich entschieden gegen jegliche Bestrebungen, aufgrund des Berichtes der Kommission Land-Kommunen Bürgermeisterämtern Entscheidungskompetenzen in Angelegenheiten des Denkmalschutzes einzuräumen.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat begründeten Anlaß, zu befürchten, daß die Übertragung der Zuständigkeit für die Entscheidungen auf dem Gebiet des Denkmalschutzes auf die Großen Kreisstädte und ihnen gleichzustellenden Verwaltungsgemeinschaften trotz des in den letzten Jahren gewachsenen Verständnisses für die Aufgaben der Denkmalpflege zu einem unwiederbringlichen Verlust zahlreicher Kulturdenkmäler und damit zu einer Verarmung der kulturellen Grundlagen unseres Landes führen würde. Es ist unbestreitbar, daß die Gemeindeverwaltungen einem stärkeren Druck durch Interessenten ausgesetzt sind als die Landratsämter und nicht immer in der Lage sind, sich ihm entschieden genug zu widersetzen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND tritt dafür ein, die bisherige Regelung beizubehalten.

Ganz besonders muß vor einer – schon von der Kommission Land-Kommunen abgelehnten – Kommunalisierung der Aufgaben des Denkmalschutzes und des Naturschutzes gewarnt werden.

Neue Nutzungen in alten Mauern

(sh) Sozusagen unter dem Patronat des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist eine Untersuchung durchgeführt – und inzwischen auch in ihren Ergebnissen publiziert worden, die sich mit den Möglichkeiten beschäftigt, Kulturdenkmale nicht nur zu erhalten, sondern auch neu zu beleben, indem man sie neuen Nutzungen zuführt. Der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi K. Birn würdigte diese Arbeit aus Anlaß ihres Abschlusses:

Denkmalpflege gehört von Anbeginn zu den wichtigsten Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Und von Anbeginn haben wir Denkmalpflege im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND verstanden als Bemühung um die Bewahrung überlieferter «gebauter Heimat». Nichts würde dem weniger entsprechen als die Erhaltung einzelner Schaustücke und deren Zusammenordnung zu einem Architekturmuseum. In einigen besonderen Fällen kann ein Kulturdenkmal Geschichte auf museale Art und Weise bewahren: Wenn zum Beispiel die Schlösser der einstmaligen Regierenden zu Museen von Kunst, Kultur und Geschichte der Vergangenheit werden. In aller Regel und in der Mehrzahl der Fälle geht es aber geradezu darum, Kunstdenkmale zu bewahren vor musealer Erstarrung, vor Mumifizierung. Sie sollten Bestandteil der Lebenszusammenhänge einer Stadt, eines Dorfes, einer Landschaft bleiben – oder wieder werden. Dazu müssen diese Kulturdenkmale mit gegenwärtigem Leben erfüllt werden, sie müssen, wo die alte Nutzung nicht mehr trägt, für eine neue brauchbar gemacht werden.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat es deshalb begrüßt und unterstützt, daß sich eine Arbeitsgruppe gebildet hat, die im Kern dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND angehört, aber weit über ihn hinausgreift, um Beispiele solcher Umnutzung von Kulturdenkmälern zusammenzutragen und darzustellen. Möge die geleistete Arbeit vielfältige Anregungen geben und der überlieferten Baukultur unserer Heimat von Nutzen sein!

Diesem Wunsch muß der Dank zur Seite gehen: Dank an Herrn Weeber, der die Untersuchung angeregt, an Herrn Ehrlich, der die Beratungen der Bearbeitergruppe geleitet hat, an alle Mitarbeiter dieser Gruppe, an die Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen, Stuttgart, ohne deren großzügige finanzielle Unterstützung die Unternehmung nicht möglich gewesen wäre. Dank nicht zuletzt an meinen Kollegen vom Landesverein Badische Heimat e. V., Herrn Dr. Franz Laubenberger, dessen Verständnis es möglich gemacht hat, daß Erhebung und Vorstellung Beispiele aus dem gesamten Bundesland Baden-Württemberg erfassen konnten.

Aus dem Tagebuch der Hammerschmiede Gröningen

Das umfangreiche Bauprogramm 1981 ist im wesentlichen erfüllt:

Der Ausbau der Wohnungen im Obergeschoß des Schmiedegebäudes ist abgeschlossen. Die beiden Essen sowie die Maschinen im Schmiederaum und im Maschinenraum im Erdgeschoß sind instandgesetzt. In dankenswerter Weise hat sich die Firma Voith Turbo, Crailsheim, um die Reparatur der stark lädierten Turbine vom Turbinenhaus angenommen. Die Instandsetzung wurde von den Lehrlingen der Firma Voith in vorbildlicher Weise durchgeführt. Das Gebläse vom Turbinenhaus ist ebenfalls erneuert worden. Die Windrohrleitung vom Turbinenhaus zum Schmiedegebäude ist nahezu wiederhergestellt.

Sehr umfangreich waren die Schäden an den Wehren und Kanälen. Das untere Wehr mußte völlig erneuert werden, das obere zum Teil: Die Kanäle (Zu- und Abläufe zu den Wasserkraftanlagen) mußten instandgesetzt werden. Hierbei haben die Arbeiter vom Flußbautrupps des Wasserwirtschaftsamtes Schwäbisch Hall Vorbildliches geleistet. Die Wehre sind wieder voll funktionsfähig und bereichern auch vom Aussehen her die Gesamtanlage.

Bei diesen Arbeiten stellte es sich heraus, daß die Gronach oberhalb des



oberen Wehres viel Schlamm abgelagert hat. Es mußten dort ca. 2000 m³ Schlamm ausgebaggert und neben der Gronach abgelagert werden. Das bedeutete eine erhebliche Mehrarbeit.

Am Hauptgebäude und am Nebengebäude wurden alle Dächer umgedeckt. Die Nebengebäude sind auch nahezu vollständig instandgesetzt. Im Stall/Scheunengebäude wurde ein Aufenthaltsraum mit Küche und WC eingebaut, um die Bewirtung kleinerer Gesellschaften in der Hammerschmiede zu ermöglichen. Auch hier sind die Arbeiten weitgehend abgeschlossen.

Besonders zeitraubend ist die Entrostung und Inventarisierung des beweglichen Geräts. Während 1980 die Fertigprodukte entrostet, konserviert und zum großen Teil auch inventarisiert wurden, machten dies nun die Helfer mit dem beweglichen Gerät und den Werkstücken. Insgesamt wurden rd. 1600 Gegenstände entrostet und konserviert und über 700 inventarisiert. Die Arbeiten wurden von Studenten und Schülern durchgeführt.

Im September 1981 wurde das Hammerwerk versuchsweise in Betrieb genommen. Dabei zeigte es sich, daß alle Fundamente, einschließlich der Ambosse, innen vermorscht sind und ausgetauscht werden müssen.

Im September 1981 wurde das Hammerwerk versuchsweise in Betrieb genommen. Dabei zeigte es sich, daß alle Fundamente, einschließlich der Ambosse, innen vermorscht sind und ausgetauscht werden müssen.



Diese Arbeiten sind noch im Gange. Für das Jahr 1982 stehen insbesondere die Außenanlagen einschließlich Zufahrt und Anlegung eines Parkplatzes an der Straße nach Bölgental heran sowie die restlichen Arbeiten an den Maschinen und weitere Entrostungs- und Inventarisierungsmaßnahmen. Es wird angestrebt, die Hammerschmiede im Sommer 1982 der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Noch ungelöst ist die Frage der späteren Betreuung der Hammerschmiede. Es wäre wünschenswert, wenn ein Schmied im Schmiederaum wieder arbeiten würde. Die Hammerschmiede soll ein mit Leben erfülltes technisches Kulturdenkmal sein. Zudem wäre durch die Inbetriebnahme der Essen gewährleistet, daß nicht schon wieder in wenigen Jahrzehnten so große Rost- und Fäulnisschäden am Inventar des Schmiederaumes eintreten.

Albert Rothmund

Förderkreis «Weitingen Hoamat»

Ortsgeschichte und Heimatkundliches, eingebettet im gesamtgeschichtlichen Zusammenhang, zugänglich machen und das Bewußtsein für die Selbstverantwortung in der Gestaltung des Dorfbildes und der umgebenden Landschaft wecken und stärken, dies hat sich vor fast zwei Jahren ein Kreis von namhaften geschichtsbewußten und engagierten Bürgern in Weitingen vorgenommen, einem fast 1400 Einwohner zählenden Dorf im Oberen Gäu, nahe der Weitenburg im Dreieck Horb, Rottenburg und Herrenberg gelegen. Anlaß war der vorgesehene Abbruch der alten Dorfschmiede.

Die Gruppe gab sich den Namen «Förderkreis Weitingen Hoamat» (für Nichtschwaben: Hoamat, Hoamet = Heimat). Zunächst machte man als lose Stammtischrunde, seit Herbst 1981 jedoch als eingetragener Verein, seine Ziele und Einflüsse in der Gemeinde geltend. Der Verein und der SCHWABISCHE HEIMATBUND sind durch gegenseitige Mitgliedschaft miteinander verbunden.

Vier große Ziele haben sich die Mitglieder der «Weitinger Hoamat» gesetzt, die sie, und das ist ihnen bewußt, nur in kleinen und mühseligen Schritten erreichen können.

Dorfbildgestaltung und Denkmalpflege

Der Förderkreis will – und glücklicherweise ist es trotz einiger bedauerlicher Maßnahmen noch nicht zu spät – an der dorfgemäßen und charakteristischen Erhaltung bzw. Gestaltung des Ortsbildes mitwirken und die Bevölkerung zur Mitarbeit gewinnen. Der durch den geplanten Ausbau der Ortsdurchfahrt drohende Kahlschlag und die durch ein bisher fehlendes örtliches Dorfentwicklungskonzept möglich gewordenen, zur Verödung und zur Zerklüftung des Ortskerns führenden, unkontrollierbaren wilden Umbau- und Abbruchmaßnahmen mit ihren tiefgreifenden und irreparablen Eingriffen in die überlieferte Ortsstruktur sollen unterbunden und verhindert werden. Entleert sich nämlich der Ortskern, stirbt auch die Seele des Dorfes, verliert es seine Atmosphäre und seine Identität.

Weitingen . . . kath. Pfarrdorf, 921 Einwohner, 478 m; 11,3 km östl. von Horb . . . Ansehnliches Dorf im Gäu auf der fruchtbaren Hochfläche links über dem Neckartal . . . (Das Königreich Württemberg, 1905). Dieses Luftbild (Aero-Express München, freigeig. Bayer. St. M. f. W. u. V. Nr. G 1/3) zeigt den auch heute noch relativ gut erhaltenen Ortskern.



Erste Erfolge konnten in dieser – vor allem im privaten Bereich heiklen – Zielsetzung verbucht werden. Wichtigster Schritt für konkrete Maßnahmen in dieser Richtung war der auf Antrag der «Weitinger Hoamat» gefaßte Beschluß des Ortschafts- und Gemeinderats, für Weitingen ein örtliches Dorfentwicklungskonzept in Auftrag zu geben. Die «Weitinger Hoamat» hat dazu auf Wunsch von Bürgermeister Schaffner bereits mit einer Dokumentation von historischen und erhaltenswerten Gebäuden bzw. Gebäudeteilen fundamentale Vorarbeit geleistet.

Im November des vergangenen Jahres unternahmen Vertreter der beauftragten Kommunalentwicklung Baden-Württemberg (KE), des Landesdenkmalamtes, der Gemeinde und der «Weitinger Hoamat» eine Ortsbesichtigung zur Ausarbeitung des vorgesehenen Dorfentwicklungsplanes. Verhindert werden konnte u. a. bereits der Abbruch einer alten, verwinkelten und durch ihren Baustil interessanten Fachwerkscheuer im Dorfzentrum und – gegen viel Widerstand – des jetzt als Viehwaage genutzten früheren Gemeindegewaschhauses.

Die Erhaltung der 350 Jahre alten Weitingener Mühle im Ortsteil Eyach, die 1274 erstmals urkundlich erwähnt wird und Dokument lokaler Siedlungsgeschichte ist, scheint ebenfalls möglich, nachdem das angeforderte Gutachten des Denkmalamtes vorliegt und auf weitere Initiative des Förderkreises eine gemeinsame Besichtigung durch Vertreter der im Besitz befindlichen und durchaus aufgeschlossenen Firma Elektro-Wohlbold in Nagold, der Gemeinde, des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES (Frau M. Heitland), des Denkmalamtes (u. a. Dr. P. Anstett: «Ein Abbruch kommt für mich nicht in Frage!») und der «Weitinger Hoamat» stattgefunden hat.

In einer anderen Angelegenheit, dem geplanten Abbruch der als Kindergarten umgebauten ehemaligen Pfarrscheuer – die Räumlichkeiten und sanitären Anlagen entsprechen nicht mehr den heutigen Anforderungen – ist der Förderkreis ebenfalls aktiv geworden. Der katholischen Kirchengemeinde wurden Vorschläge zur Erhaltung und sinnvollen Weiterverwendung des Gebäudes unterbreitet. Diese Vorschläge werden z. Z. geprüft, da sich für den Standort des Kindergartenneubaus inzwischen durch den Ankauf eines größeren benachbarten Grundstücks eine Alternative anbietet. Somit könnte das geschlossene Ensemble um die alte Martinuskirche erhalten bleiben.

Auch bei den privaten Hausbesitzern ist eine positive Bewußtseinsänderung festzustellen. Mehrere Häuser im Ort wurden bereits vorbildlich renoviert. Zur Dorfbildgestaltung führte die «Weitinger Hoamat» im Herbst 1980 eine sehr gut besuchte Informationsveranstaltung durch.

Bei allen Erfolgen sind jedoch auch Rückschläge nicht ausgeschlossen. Der Erhalt der alten Dorfschmiede, für die sich auch der Ortschaftsrat und fast 500 Bürger durch eine Unterschriftenaktion der «Weitinger Hoamat» eingesetzt hatten, konnte aufgrund von komplizierten besitz- und finanzrechtlichen Umständen bedauerlicherweise doch nicht mehr erreicht werden. Die Einrichtung wurde jedoch sichergestellt. Bleibt nur zu hoffen, daß künftig solche Ent-

täuschungen trotz der angebotenen finanziellen, organisatorischen und handwerklichen Unterhaltungslast ausbleiben werden.

Orts- und Heimatgeschichte

Geschichte lebendig zu erhalten und zur Beschäftigung mit ihr anzuregen, ist das zweite Ziel der «Weitinger Hoamat». Denn die Beschäftigung mit der Geschichte führt zum besseren Verständnis der historischen und sozialen Situation der Gegenwart. Am besten wird diese Verbindung zur Geschichte mit der Orts- und Heimatgeschichte hergestellt, weil der Bürger hier besondere Eindrücke und einen emotionalen Bezug zu den Zeugnissen der Vergangenheit erhält. Deshalb werden – neben der Denkmal- und Landschaftspflege als Spurensicherung in der dörflichen Geschichte – die von Dr. Siegfried Krezdorn begonnenen und weit fortgeschrittenen ortsgeschichtlichen und heimatkundlichen Forschungen weitergeführt. Die Ergebnisse dieser Forschungen sollen der Bevölkerung durch Schriften, Vorträge und Ausstellungen zugänglich gemacht werden.

Geschehen ist dies bereits durch ein Informationsblatt, mit dem die Bevölkerung anlässlich des 600. Jahrestages des Verkaufs der Grafschaft Hohenberg an Österreich mit den Auswirkungen auf Weitingen bekanntgemacht wurde. Der Besuch der Hohenberg-Ausstellung in Rottenburg vervollständigte diese Information. Ein Vortrag von H. P. Müller hellte die vielfältigen Beziehungen Weitingens und der Herren von Weitingen zum Kloster Kirchberg bei Sulz auf. Anlässlich der diesjährigen Weitinger Heimattage zeigte die «Weitinger Hoamat» eine mit Begeisterung aufgenommene historische Fotoausstellung über die Veränderungen des dörflichen Lebens und des Ortsbildes in Weitingen. Die über 300 gesammelten wertvollen Fotografien wurden reproduziert und, mit Informationen versehen, archiviert. Seit verganginem Sommer beteiligen sich Mitglieder der «Weitinger Hoamat» an der Gestaltung des Heimatbuches, außerdem haben sie mit der Sicherstel-

lung und Sichtung des zum großen Teil noch unerschlossenen Gemeindearchivs begonnen. Hier ist noch eine Unmenge Arbeit zu leisten.

Heimatmuseum

Als weiteres Ziel und als Ergänzung zu den vorgenannten Zielsetzungen strebt der Förderkreis die Einrichtung eines Heimatmuseums an. Nach dem Abriß der zu diesem Zweck vorgesehenen Dorfschmiede mit Wohnhaus und Scheuer fehlt zur Zeit eine geeignete Unterbringungsmöglichkeit. Kann die Weitinger Mühle erhalten werden, wird diese wohl in erster Linie dafür in Frage kommen. Die Bereitschaft in der Bevölkerung für Dauerleihgaben und Schenkungen ist vorhanden.

Heimattage und Brauchtumpflege

Durch gesellige und originelle Veranstaltungen, mit denen das dörfliche Leben in Schwung gehalten werden kann, wird zugleich ein fruchtbarer Boden für die bisher beschriebenen Bemühungen geschaffen. Deshalb ist es ein weiteres Ziel, einheimische Bräuche zu erhalten, zu pflegen und

zu fördern, ohne dabei in Sentimentalität, falsche Romantisierung und in die Darstellung einer süßlichen, heilen Welt verfallen zu wollen.

Dabei wird eng mit der traditionsreichen Narrenzunft zusammengearbeitet und nicht zuletzt auch mit der Kirchengemeinde. Hierbei finden nicht nur kirchliche Bräuche Beachtung: so werden im Rahmen der Altenbetreuungen in Gesprächen und Befragungen auch Erinnerungen und Erfahrungen der älteren Generation festgehalten.

Auch ein Herbarium ist in Arbeit, das alle auf der Weitinger Markung vorkommenden Pflanzen dokumentieren soll.

Bewußt gute Traditionen aufrechtzuerhalten, Bräuche zu pflegen und auch kritisch zu durchleuchten, Kreativität und musische Talente zu fördern, stärkt die Bereitschaft, für die Gestaltung des eigenen Lebensraumes Mitverantwortung zu tragen.

Deshalb führt die «Weitinger Hoamat» seit zwei Jahren mit großem Erfolg – und mitten im Dorf! – die zweitägigen Weitinger Heimattage durch, jeweils im September in Verbindung mit einer Sichelhenke, um damit auch die stets landwirtschaftlich geprägte

Dieses Bild erhielt den ersten Preis in der Kategorie Schwarzweiß-Aufnahmen beim Fotowettbewerb 1981 der «Weitinger Hoamat», der unter dem Motto stand: «In kleinen Dingen Großes entdecken». Es zeigt zwei Weitinger Originale im Gespräch mit einer türkischen Frau: Völkerverständigung mit schwäbischer Unterhaltung. (Foto: Anita Breining)





Bei den Weitingen Heimattagen werden jeweils ausgestorbene und zum Teil vergessene landwirtschaftliche und handwerkliche Tätigkeiten gezeigt. Das Bild zeigt noch geübte Drescher bei ihrer Arbeit mit Dreschflegeln. Viele Zuschauer haben dies bei den Heimattagen zum erstenmal gesehen und erlebt. Deutlich wurde auch, wie mühsam früher die landwirtschaftliche Arbeit gegenüber der heutigen war. (Foto: Joachim Krug)

Struktur und Geschichte des Dorfes herauszustellen.

Auftakt ist jeweils der Samstagabend mit hintergründiger und heiterer Unterhaltung aus dem örtlichen und schwäbischen Sprach- und Lebensraum. Jung und alt, langsam aussterbende Originale sowie musische Talente verstehen es prächtig, einen von Weitingern für Weitingen völlig unkonventionellen und unkommerziellen «Hoamat-Abend» zu gestalten. Der Förderkreis unterstützt, fördert und ehrt an diesem Abend seine «Künstler», darunter Musiker, Sänger(innen), Dichter, Maler und Fotografen, aber er läßt sie auch sonst durch besondere Vorstellungen und Initiativen zum Vorschein und zur Geltung kommen. Der Sonntag steht ganz im Zeichen ländlichen Brauchtums und der Vorstellung alter Gerätschaften. Einmal werden sie zur Dekoration im Dorfczentrum verwendet, zum anderen auch zum Ernteumzug und zur Vorführung von früheren landwirtschaftlichen Tätigkeiten gebraucht. Dreschen mit Dreschflegeln, Trennung des Kornes von der Spreu mit der sog. Wind- oder Putzmühle und dergleichen mehr. Der mit uraltem Erntegeschrir, anderen alten landwirtschaftlichen Geräten, Goldenen Garben und einer zur Frucht säule mit Erntekrone umfunktionier-

ten Litfaßsäule geschmückte Dorfplatz verleiht dem Fest einen großartigen atmosphärischen Rahmen.

Trachten oder altes (Ernte-)Schaffhäs, soweit noch vorhanden, sind die richtigen Kleidungsstücke für diesen Tag. Viel Spaß und Freude bei Kindern (und Erwachsenen) erwecken früher übliche, zwar einfache, aber deshalb nicht weniger interessante Spiele und Wettbewerbe wie «Roaf-la», «Stötzla»; die Dorfstraße ist Spielwiese für alle. Die bereits erwähnte historische Fotoausstellung und ein Fotowettbewerb mit Weitingen Motiven gaben den Heimattagen 1981 noch eine zusätzliche besondere Note.

Lassen wir dazu die Lokalpresse sprechen, die hofft, daß die Weitingen Heimattage zum festen Bestandteil des Weitingen Dorflebens werden. Darüber hinaus sollte die Bevölkerung noch mehr die Bemühungen der Hoamat um den Erhalt des historischen Weitingens unterstützen, damit die Heimattage ein Dorffest bleiben und keine Hockete in einer Betonlandschaft werden.

Die «Weitingen Hoamat» hat sich sicherlich ein großes und umfangreiches Aufgabenfeld gesteckt, und eine solche Arbeit steht und fällt oft mit den Initiativpersonen. Doch der derzeitige, gut durchwachsene Stand von etwas mehr als 30 Mitgliedern,

ermöglicht eine breite Streuung in der Verantwortung der Aufgaben.

Wichtigstes Ziel ist nun, nachdem einige Weichen gestellt worden sind, das handfeste und große finanzielle Aufwendungen erfordernde sichtbare Handanlegen im Bereich der Denkmalpflege. Hier hofft die «Weitingen Hoamat» auf weitere freiwillige Helfer und auf Spenden, zumal ihre Ziele auch in diesem Bereich zunehmend anerkannt werden, wenn auch manchmal unpopuläre Haltungen und Entscheidungen eingenommen und getroffen werden müssen.

Doch es ergänzt eine Zielsetzung die andere, baut die eine auf der anderen auf. Somit führen diese gemeinsam zu praktischer, von einer notwendigerweise breiten Bevölkerungsschicht getragenen, hoffentlich dauerhaften und erfolgreichen Heimatpflege.

Hermann Nesch

Dorfmuseum in Pliezhausen

Es ist modern geworden, Dorf- und Heimatmuseen einzurichten, ja, man kann geradezu von einer Museumswelle sprechen. Auch Pliezhausen, eine Gemeinde mit 6000 Einwohnern am Rand des Neckartals zwischen Tübingen und Nürtingen, will da nicht zurückstehen. Nachdem man schon Ende der sechziger Jahre mit der Dorfsanierung begonnen und im alten Ortszentrum vieles abgerissen hat, um Platz für ein repräsentatives Verwaltungszentrum aus Beton zu schaffen, sollen heute wieder Dorfbrunnen und Backhaus her, die Straßen werden gepflastert, und im Entenhof, einem dreihundert Jahre alten Fachwerkhaus mit fein geschnitztem Giebel, wird ein Ortsmuseum eingerichtet.

Bürgermeister Otwin Brucker, der zu Beginn seiner Amtszeit stets für Neubauten plädierte, will mit dem gemeindeeigenen Entenhof keinen Ersatz für die abgerissenen Häuser oder ein Alibi-Fachwerkhaus schaffen. Der Plan, das Museum einzurichten, sei das Ergebnis des Umdenkens in der Dorfentwicklung; man sehe inzwischen ein, daß Altes, Gewachsenes



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

Jede 3. neue Wohnung hat die LBS seit 1949 mit günstigem Baugeld mitfinanziert. Das sind große und kleine Häuser, Eigentumswohnungen und modernisierte Altbauten. Auch Ihnen haben wir als Bausparkasse der Sparkassen viel zu bieten. Sprechen Sie doch mal mit uns.

Unser Verbund – Ihr Vorteil

 Landesbank
Sparkasse Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung



Namen und Anschriften unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch, Ihrem Gemeindeblatt sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihren Geschäftsstellen stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

Helmut Dölker
**Flurnamen
der Stadt Stuttgart**



Forschungen und Berichte
zur Volkskunde in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag

In Vorbereitung

Helmut Dölker

Flurnamen der Stadt Stuttgart

Die Namen der Innenstadt sowie der Stadtteile Berg, Gablenberg und Heslach.

Reihe „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ Band 6.

Nachdruck der Ausgabe von 1933, ergänzt durch 7 Abb. im Text und einen Bildteil von 30 Photographien von Peter Horlacher. Leinen DM 39,—. (Erscheint Juli)

Ein Klassiker der Flurnamenforschung – seit Jahrzehnten vergriffen – in einem Nachdruck jetzt wieder erhältlich!

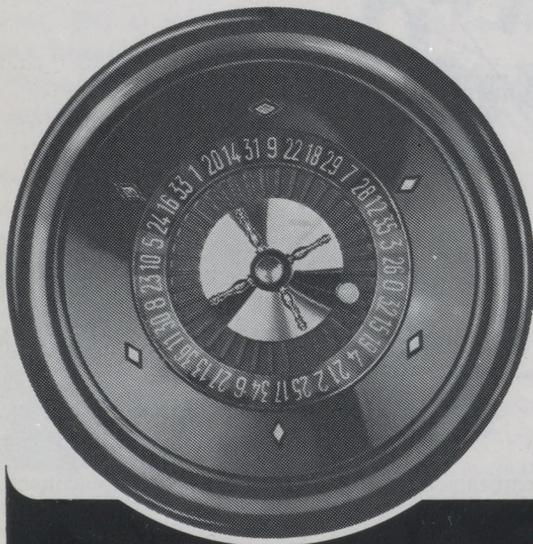
In den Straßennamen sind noch manche der alten Flurnamen erhalten. Dazu gibt das Buch wertvolle Deutungshilfen. Darüber hinaus vermittelt es wichtige Einblicke in die Geschichte der Stadt von der Weingärtnersiedlung bis zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Württemberg, ja es läßt in manchen Namen sogar ahnen, wie es im Tal aussah, ehe es dort auch nur einen „Stuttgarten“ gab.

Nicht nur Natur und Geschichte, sondern auch Zusammenleben, Alltagsarbeit, Sprache und Witz der früheren Stuttgarter Einwohner werden in den Flurnamen sichtbar. Der heutige Bürger Stuttgarts – sei er einheimisch oder zugezogen – gewinnt durch die Beschäftigung mit den alten Namen neue Einsichten und Erkenntnisse, die ihn nicht nur seine Stadt mit neuen Augen sehen lassen, sondern sie ihm auch vertrauter machen. Bild- und Planbeigaben erleichtern dem Leser den Weg in die Geschichte einer modernen Großstadt.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Gewußt wie.

Nichts gewagt und doch gewonnen.



Karl Pflug
S-Geldberater

Schwer kalkulierbare Risiken, gewagte Spekulationen – auf gut Glück – verursachen Aufregung und Ärger. Das können Sie sich und Ihrem Geld ersparen. Es ist beruhigend, daß der S-Geldberater gewinnbringende Wege weiß, ohne Kursrisiko und mit Zinsgarantie: Sparkassenbriefe und Sparkassenobligationen. Damit können Sie gewinnen, ohne das Geringste wagen zu müssen. Und daß gerade die Sparkassenbriefe die meistgekauften sind, hat seinen guten Grund: man weiß, was man hat und wer dahintersteht.

wenn's um Geld geht
Sparkasse

heute wieder stärker gepflegt werden müsse.

Entstanden ist der Plan am Biertisch, inzwischen wurde daraus eine Konzeption entwickelt: ein lebendiges Museum soll es werden, so schlicht und einfach eingerichtet wie ein Wohnhaus, in dem die Pliezhäuser früher gelebt haben. Denn an der kärglichen Finanzausstattung der Gemeinde hat sich nichts geändert: auch heute noch liegt ihr Einkommen weit unter dem Landesdurchschnitt. Mehr als 300000 Mark, die Einrichtung mitgerechnet, soll das Museum deshalb nicht kosten. Dies ist nur möglich, weil eine Bürgerinitiative «Dorfmuseum» gegründet wurde, die mittlerweile über zwei Dutzend Mitglieder hat. Sie legt tatkräftig selbst Hand an und hat bisher über eintausend Arbeitsstunden in den Entenhof investiert.

Beim Putzabschlagen und Fachwerkfreilegen hat man inzwischen eine Besonderheit entdeckt: eine gewölbte Decke, die für ein einfaches Bauernhaus sehr ungewöhnlich ist. Fachliche Unterstützung für die Restaurierung und den Umbau holt man sich bei der Tübinger Außenstelle des Landesdenkmalamtes. Aber selbst dort ist man oft unsicher, wie die Räume einmal aufgeteilt und wie sie eingerichtet waren. Zu oft wurde das Haus von den immer zwei Familien, die es einmal bewohnt haben, nach ihren jeweiligen Bedürfnissen umgebaut. Sechs Räume hat der Entenhof, die Küche behält ihre Funktion. Dort sollen einmal traditionelle Gutsle gebacken und Gerichte ausprobiert werden, die man nur noch aus Erzählungen kennt. Zwei Zimmer werden als eigentliche Ausstellungsräume dienen, wo beispielsweise landwirtschaftliche Geräte gezeigt werden, aber nur solche, die früher wirklich im Neckartal in Gebrauch waren.

In Pliezhäusern gibt es bisher keine Sammlung von derartigen Gerätschaften. Im Mai dieses Jahres hat die Gemeindeverwaltung dieshalb im Mitteilungsblatt dazu aufgefordert, altes Gerät dem Gemeindemuseum leihweise zur Verfügung zu stellen. Das Echo war rege, schon sind einige Spinnräder gestiftet worden. Flachs, Wolle und Hanf sollen später einmal

in diesem Museum verarbeitet werden, denn die restlichen vier Räume sind zugleich als Treffpunkt und Aktionsraum für die heutigen Bürger bestimmt. In einem Bauerngarten rings um das Haus sollen übrigens heimische Nutz- und Zierpflanzen gezogen werden – am Mangel freiwilliger Gärtner wird der Plan nicht scheitern. Um das Kärgliche und Ärmliche im Leben der Vorfahren zu zeigen, brauche man keinen großen Aufwand zu treiben, so die Meinung der Museumsinitiative. Statt dessen will man lieber aktiv volkskundlichem Gut nachspüren und dabei wieder miteinander ins Gespräch kommen.

Im nächsten Herbst soll das neue Leben im Entenhof beginnen. Es sei ihr Stolz, sagen die Mitarbeiter der Initiative, den Jungen zeigen zu können, wie man früher gelebt hat. Die angesprochene Jugend indes zeigt bisher wenig Interesse – man hofft aber, daß es doch noch erwacht.

Barbara Wollny

Auszeichnung für Stadtjugendring Rottweil

(sh) Im letzten Heft dieser Zeitschrift erst haben wir ausführlich berichtet über die verdienstvollen Aktivitäten junger Rottweiler für die praktische Denkmalpflege in ihrer Heimatstadt (4/81, Seite 275). Inzwischen ist nachzutragen, daß die rührige Gruppe nun auch bundesweit Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden hat: Anfang November 1981 wurde sie in Lüneburg im Rahmen des deutschen Nationalpreises für Denkmalpflege ausgezeichnet und geehrt.

DDR stellt Eisenbahn unter Denkmalschutz

(DSI) Eine Reihe von Bahnhöfen, Streckenabschnitten, Kleinbahnen, Eisenbahnbrücken und anderen Eisenbahnanlagen sind in der DDR auf verschiedenen Ebenen in Denkmallisten eingetragen und somit unter Schutz gestellt worden. Von den überregional bemerkenswerten technischen Denkmälern entfallen auf die Eisenbahn: die Bahnhöfe Marx-En-

gels-Platz, Alexanderplatz und Klosterstraße in Berlin, der Leipziger Hauptbahnhof, der Bayerische Bahnhof in Leipzig, der Dresdner Hauptbahnhof und die Bahnhöfe Görlitz, Niederau (Kreis Meissen), Neustadt (Dosse) und Hagenow Land; die Berliner Hochbahnanlage im Bereich Schönhauser Straße und Warschauer Straße, die Seilschwebbahn und die Standseilbahn in Dresden-Loschwitz, die Oberweißbacher Bergbahn und die Schmalspurbahnen Bad Doberan–Ostseebad Kühlungsborn West (900 mm, 15,4 km), Putbus–Göhren (750 mm, 24,2 km) sowie Nordhausen Nord–Wernigerode, Eisfelder Talmühle–Hasselfelde und Drei Annen Hohne–Schierke (1000 mm, 91 km); die Göltzschtalbrücke bei Netzschkau, die Eisenbahnviadukte bei Apolda, Stadtilm (Kreis Arnstadt) und Weida (Kreis Gera), die Muldebrücken bei Göhren und Hilbersdorf, die Flöhatalbrücke bei Hetzdorf, die Elstertalbrücke bei Jocketa, die Eisenbahnbrücke bei Wiesebach (Kreis Altenburg), die Hubbrücke in Magdeburg und die Elbebrücke bei Wittenberg, ferner das Bahnbetriebswerk mit Lokeinsatzstelle, Gleisanlagen, Wasserturm, Wasserkran, Bekohlungs- und Besandungsanlage in Dresden-Neustadt sowie der Brandleitunnel bei Oberhof, der längste Eisenbahntunnel in der DDR.

Die von der Zusammenstellung erfaßten Objekte sind in der zentralen Denkmalliste der DDR sowie in den Bezirksdenkmallisten enthalten; in den mehr als zweihundert Kreisdenkmallisten sind zahlreiche weitere Objekte aufgeführt. Bei der Eintragung kommt dem Verkehrsmuseum Dresden eine Schlüsselfunktion zu. Ein Teil der eisenbahntechnisch bemerkenswerten Exponate wird dort auch gezeigt, darunter die älteste, im Original erhalten gebliebene Lokomotive der DDR, «Muldenthal», die bis 1952 in Betrieb war. Die 1861 von Hartmann in Chemnitz unter der Fabriknummer 164 gebaute Lokomotive wurde 1955 nach 91 Betriebsjahren vom Reichsbahn-Ausbesserungswerk «Einheit» in Leipzig in freiwilligen Arbeitsstunden der Eisenbahner museumsgerecht aufgearbeitet.

Mitgliederwerbung 1981

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1981 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

12 Mitglieder warb: Rut Birn, Tübingen.

5 Mitglieder warben: Hans Fuchs, Heilbronn – Willy Leygraf, Reutlingen.

4 Mitglieder warb: Maria Heitland, Tübingen.

3 Mitglieder warb: Suse Hesse, Stuttgart 80.

2 Mitglieder warben: Helmut Billig, Kirchheim/Teck – Christian Brücker, Winnenden – Hedwig Dorfner, Kirchheim/T. – Helmut Erkert, Backnang – Dora Flogaus, Biberach/R. – Martin Gienger, Rottweil – Ute Jönsson, Tübingen, Max Krüger, Döffingen – Alfred Laun, Stuttgart 1 – Else Lehle, Aichwald-Schanbach – Albert Mühleisen, Stuttgart 70 – Annemarie Seitz, Stuttgart 70 – Werner Schultheiss, Leonberg – Raimund Waibel, Tübingen – Else Weiss, Stuttgart 1 – Erne Wilfert, Schorndorf.

1 Mitglied warben: Emil Bechtold, Nagold – Helmut Binder, Ravensburg-Weingartshof – Hans Binder, Nürtingen – Prof. Willi K. Birn, Tübingen – Else Bög, Stuttgart 70 – Ruth Bosler, Heilbronn – Karl Britting, Ulm/D. – Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Münsingen – Ingeborg Burkhardt, Geislingen/St. – Bruno Ceppa, Ochsenhausen – Fritz Decker, Mochenwangen – Luise Deinert, Stuttgart 70 – Sofie Diemer, Friedrichshafen – Prof. Dr. Helmut Dölker – Erika Dorfner, Kirchheim/T. – Paul u. Ruth Frank, Stuttgart 70 – Wilhelm Fritz, Backnang – Gertrud Fröscher, Ludwigsburg – Hermann Gauckler, Ellwangen – Helga Girzig, Weilheim/T. – Eduard Göbel, Heilbronn – Herbert Gottschling, Stuttgart 70 – Hildegard Häcker, Stuttgart 70 – Margarete Hangleiter, Stuttgart 1 – Cläre Heber,

Tübingen – Dr. Wolf Heitland, Rottenburg-Wurmlingen – Elisabeth Hintrager, Tübingen – Wolfgang Hoffmann, Tübingen – Erich Irion, Calw-Weltenschwann – Lotte Jänichen, Tübingen – Margit Joachimsmeier, Neu-Bulach – Helene Kässer, Waiblingen – Gertraud Kapff, Stuttgart 1 – Dr. Siegfried u. Dr. Lieselotte Kazenmaier, Münsingen – Karl Kempf, Hirrlingen – Gerhart Kilpper, Stuttgart 1 – Dr. Karl-Konrad Finke, Tübingen 9 – Erika Kowalow, Ulm/D. – Else Kübler, Heilbronn-Horkheim – Harald Kühn, Wiernsheim – Emma Kunz, Tübingen – Liesel Laun, Stuttgart 1 – Herbert Mielicke, Kirchheim/T. – Dr. Wolf Mülberger, Stuttgart 1 – Annemarie Müller, Hayingen – Dr. Sigmar Neumann, Esslingen – Hermann Oberdhan, Backnang – Ilse Ott, Stuttgart 1 – Dora Pfister, Stuttgart 1 – Dr. Ulrich Pfister, Tübingen – Elfriede Reber, Murrhardt – Hedwig Reis, Ludwigsburg – Eugen Renz, Oberaichen – Heinrich Röhm, Heilbronn – Georg Rosenfeld, Ravensburg – Regierungsdir. Albert Rothmund, Schwäbisch Hall – Hans-W. Ruess, Albershausen – Dr. Hans Scheerer, Schorndorf – Gerhard Schindele, Rottweil – Ilse Schroeder, Stuttgart 75 – Margarete Talmon-Gros, Esslingen – Gisela Vetter, Tübingen – Eberhard Weber, Königfeld – Alfred Weiss, Königsbrunn – Irmgard Weiss, Stuttgart 1 – Dr. Gertrud Widmer, Ulm/D. – Else Wolf, Stuttgart 1 – Hermann Ziegler, Stuttgart 70 – Martha Ziegler, Stuttgart 75 – Lothar Zier, Königseggwald – Ursula Zöllner, Tübingen – Paul Zorn, Leutkirch.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden auch in diesem Jahr wieder die ausgesetzten Preise verlost:

Gutscheine, die für die Teilnahme an Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES oder beim Einkauf von Büchern eingelöst werden können: je einer zu DM 250,-, DM 150,- und DM 125,-, sieben zu DM 25,- Außerdem: 60 wertvolle Bücher.

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat! Auch im

Jahre 1982 werden wir wieder eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereitstellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance.

Bergengruen-Nachlaß kommt nach Marbach

Frau Charlotte Bergengruen, die Witwe Werner Bergengruens, hat dem Deutschen Literaturarchiv Marbach den umfangreichen schriftstellerischen Nachlaß ihres Mannes gestiftet. Zeugnisse und Dokumente aus dieser Sammlung waren bereits 1980 in der Ausstellung «Der Schiller-Gedächtnispreis des Landes Baden-Württemberg» zu sehen, die nach Stationen in Stuttgart, Karlsruhe, Schwäbisch Hall und Villingen-Schwenningen in den nächsten Monaten in Reutlingen, Konstanz und Esslingen gezeigt wird.

Persönliches

DR. VOLKER HIMMELEIN, seit 1975 Vorstandsmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, wurde als Nachfolger von Professor Ernst Petrasch zum neuen Direktor des Badischen Landesmuseums berufen. Gleichzeitig wurde ihm der Titel Professor verliehen.

Sein 80. Lebensjahr vollendete am 14. Januar 1982 der Bibliothekar der Abtei Neresheim **PATER DR. PAULUS WEISENBERGER**, der auch zu diesen Blättern – zuletzt in Heft 4/1981 – manchen Beitrag aus dem Umkreis seines vielfältigen Forschens und Wirkens beigesteuert hat.

Das Ministerium für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg hat **MARTIN BLÜMCKE**, Leiter der SDR-Hörfunkredaktion «Land und Leute» und Vorstandsmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, auf Vorschlag der Mitgliederversammlung der Kommission für geschichtliche Landeskunde zum korrespondierenden Mitglied berufen.

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

STUDIENREISEN mit landeskundiger Führung in modernen Reiseomnibussen

7. 3. 8 Tg. Rom	DM 913,-
19. 3. 16 Tg. Tunesien	DM 1984,-
3. 4. 5 Tg. Venedig	DM 499,-
3. 4. 5 Tg. Prag	DM 545,-
3. 4. 6 Tg. Tessin - Lombardei	DM 693,-
3. 4. 7 Tg. Florenz	DM 769,-
3. 4. 10 Tg. Provence	DM 1158,-
3. 4. 10 Tg. Sardinien	DM 1295,-
3. 4. 16 Tg. England - Schottland	DM 2492,-
3. 4. 16 Tg. Griechenland	DM 2034,-
3. 4. 17 Tg. Spanien - Andalusien	DM 1985,-
4. 4. 14 Tg. Marokko	DM 2168,-
4. 4. 15 Tg. Apulien	DM 1644,-

Oesterreisen

8. 4. 5 Tg. Glion	DM 485,-
8. 4. 5 Tg. Wachau	DM 412,-
8. 4. 5 Tg. Paris	DM 615,-
8. 4. 5 Tg. Montreux	DM 523,-
8. 4. 5 Tg. Kunststädte Belgien	DM 595,-
8. 4. 7 Tg. Gardasee	DM 599,-
8. 4. 7 Tg. Lugano	DM 869,-
8. 4. 8 Tg. Opatija/Jugoslawien	DM 668,-
8. 4. 8 Tg. Dellach - St. Daniel	DM 475,-
9. 4. 4 Tg. Bad Alexandersbad	DM 397,-
9. 4. 4 Tg. Wildhaus	DM 437,-
9. 4. 4 Tg. Tulpenblüte Holland	DM 345,-
9. 4. 4 Tg. Kunstfahrt Elsaß	DM 509,-
9. 4. 4 Tg. Freyung	DM 325,-
9. 4. 4 Tg. Willingen	DM 391,-

Neben unseren Studienreisen veranstalten wir auch Kurz-, Aufenthalt- und Erholungsreisen mit Kuranwendungen. Und als besondere Reisevariante: HOTELBUSREISEN - schlafen und reisen im Omnibus. Verlangen Sie unsere Programme. Auf Wunsch kostenlose und unverbindliche Zusendung!

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1
Telefon 0711 / 81 50 04

Greiner-Stuben Im Hindenburgbau

Das neue Restaurant am Hauptbahnhof mit 6 gemütlichen Stuben. z. B.

Greiner Stuben

Viel Holz, viele Nischen, viele Fenster - kurz: Stubencharakter.

Archiv

12 Plätze. Die Wände voller »Greiner«-Raritäten.

Puppen Stube

Mit vielen lustigen Puppen geschmückt.

Bräustüble

130 Plätze. An der Fußgängerzone Stuttgarts. A Wirtschäfte.

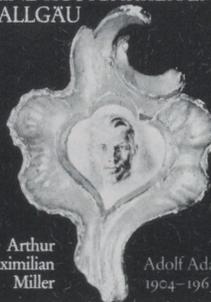
Schwaben Stube

Schmiedeeisen, Rundbögen, Balkendecken, Bauernmöbel. 50 rustikale, gemütliche Plätze.

Unser Geheimtip. Sozusagen unser Kabinett.

Arnulf-Klett-Platz 1. 7 Stuttgart 1 Mitte
Telefon (0711) 295121.

KLEINE KOSTBARKEITEN IM ALLGÄU



Arthur Maximilian Miller

Adolf Adamer 1904-1963

Reihe „Kleine Kostbarkeiten im Allgäu“ - Bd. 7

A. M. Miller Adolf Adamer

Lehrer und Zeichner 1904-1963

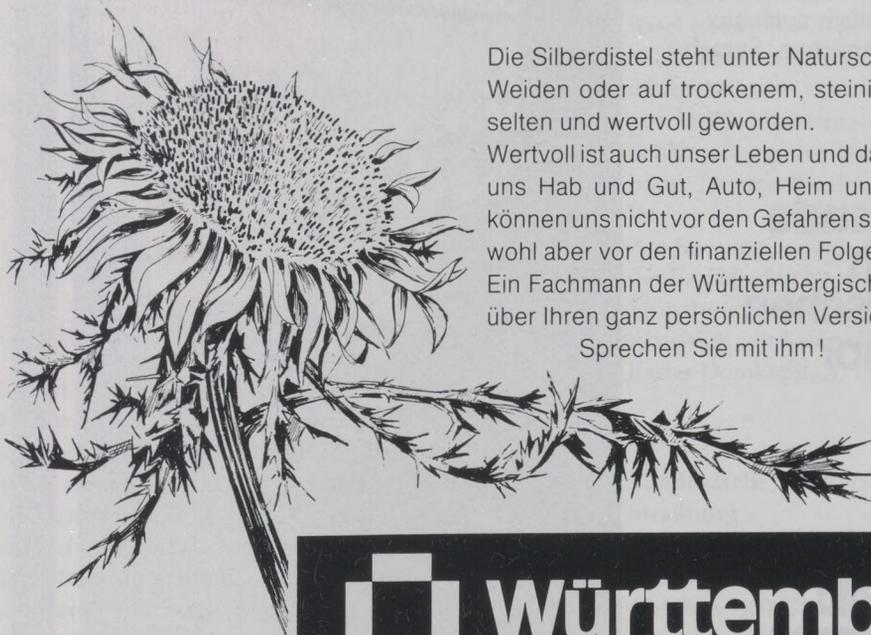
120 Seiten, Format 14,5x15,5 cm, Festband

Aus der Kunstmappe Adolf Adamers wurden hier zum erstmalig Bilder aus dem oberen Allgäu veröffentlicht. A. M. Miller, der große schwäbische Dichter und Freund Adamers hat hierzu den Text geschrieben.

Preis DM 16,80

Erhältlich im
Verlag für Heimatpflege
Königstr. 25, 8960 Kempten oder allen Buchhandlungen

Wertvolles muß man schützen!



Die Silberdistel steht unter Naturschutz. Sie finden sie auf Heiden, Weiden oder auf trockenem, steinigem Boden. Die Silberdistel ist selten und wertvoll geworden.

Wertvoll ist auch unser Leben und das unserer Kinder. Daneben sind uns Hab und Gut, Auto, Heim und Haus kostbar geworden. Wir können uns nicht vor den Gefahren schützen, die das alles bedrohen - wohl aber vor den finanziellen Folgen.

Ein Fachmann der Württembergischen in Ihrer Nähe berät Sie gern über Ihren ganz persönlichen Versicherungsschutz.

Sprechen Sie mit ihm!

Württembergische Versicherungen

Württembergische Feuerversicherung AG, Postfach 60, 7000 Stuttgart 1

Warum sind die Stuttgarter nicht nur Stäffelesrutscher sondern auch Schnaidörrer, die Künzelsauer „bschissene Matthäslich“, die Freudentaler „Grabstoi'verkitscher“? Wo leben die Spätzlesschwaben, wo die Knöpflesschwaben?

Wo gibt es Stegstrecker, Kröpf, wo Schnitz und Hutzle? Welcher Ort im Schwäbischen heißt Kleinallerheiligen, was ist die Schnapsparrei, wo sucht man im Schwäbischen „Sibirien“? Rund 2700 Necknamen vom Äade bis zum Zwoasäckle aus über 3000 Städten, Dörfern und Weilern in Baden-Württemberg und Bayerisch Schwaben, von Aach bis Zwieselberg, geben sich im „Schwäbischen Volkshumor“ ein Stelldichein.

Von der Schöpfungsgeschichte schwäbischer Orte, von den Speisen und von der Arbeit, von menschlichen Schwächen und Vorzügen und vielem anderem ist hier die Rede.

Der Autor geht der Herkunft der Necknamen nach und erklärt sie in ihren volkskundlichen und geschichtlichen Zusammenhängen auf unterhaltsame Art.

Im Ortsspott spiegelt sich ein ganzes Spektrum von Beobachtungen, Geschichtliches, Geographisches, Volkskundliches wie auch Mundartliches.

Necknamen entstanden vor allem auch aus Schwanksagen, Schildbürgerstreichen, Sprachspielereien.

Das Buch vermittelt damit nicht nur eine umfassende landes- und volkskundliche Information, sondern ist darüber hinaus eine heitere Lektüre zur Mundart und ihren lokalen, aus dem Volksmund überlieferten Eigenheiten – oft in drastischer Ausprägung.

Ein umfangreiches Register aller im Buch vorkommenden Ortsnamen und ein Register der Necknamen geben dem Werk hohen Nachschlagewert.

Hugo Moser

Schwäbischer Volkshumor

Neckereien in Stadt und Land, von Ort zu Ort
678 Seiten mit 16 Karten. DM 39,—

**Das umfassende
Sachbuch
zum schwäbischen
Volkshumor**



**Baden-Württemberg
in Text und Bild
Konrad Theiss Verlag**

Villastraße 11 7000 Stuttgart 1



Veranstaltungen und Studienfahrten

Mittwoch, 10. Februar 1982, 19.30 Uhr
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dieter Schneider, Heidenheim/Brenz:

Hildesheim – eine Kunstwanderung in die Zeit der Romanik

Vortrag mit Farbdias

Mittwoch, 10. März 1982, 19.30 Uhr
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Winfried Aßfalg, Riedlingen/Donau

Störche in Oberschwaben – die letzten in Württemberg
Ein Blick in die oberschwäbische Kulturlandschaft

Vortrag mit Farbdias

Mittwoch, 31. März 1982, 20.00 Uhr
im Anschluß an die Mitgliederversammlung 1982
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Wolfgang Irtenkauf

Graf Eberhard im Bart, Württembergs geliebter Herr

(mit Lichtbildern)

Studienfahrten 1982

In Heft 4/1981 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT wurden die Studienfahrten 1982 angezeigt. Nachfolgend werden zusätzliche Studienfahrten angeboten. Anmeldungen werden in der gewohnten Form erbeten. (Siehe Heft 4/1981 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.)

Anmeldungen für die Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES können auch noch in den folgenden Monaten erfolgen. Die Geschäftsstelle gibt gerne Auskunft über Teilnahmemöglichkeiten.

Änderungen und Erweiterungen des Veranstaltungsprogramms werden von Heft zu Heft in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT mitgeteilt.

Terminänderung:

36

Stromberg

Führung: Elisabeth Zipperlen
statt Mittwoch, 15. September 1982

jetzt Mittwoch, 22. September 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 21.–

Reihe Kunst und Künstler

Cézanne. Aquarelle 1866–1906

Ausstellung in der Kunsthalle Tübingen

Führung: Dr. Ehrenfried Kluckert

Mittwoch, 17. Februar 1982

Abfahrt: 14.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart und

Sonntag, 28. Februar 1982

Abfahrt: 9.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr jeweils: DM 18.–

Die Ausstellung bietet einen in diesem Umfang noch nie gezeigten Querschnitt durch Cézannes Aquarellmalerei.

40

Süddeutsche Bischofsstädte:

Basel

Führung: Prof. Dr. Volker Himmelein

Samstag, 20. März, bis Sonntag, 21. März 1982

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 73.–

Stuttgart – Autobahn Basel – Arlesheim – Basel – Stuttgart
Basel ist durch vielerlei politische, kirchliche und künstlerische Beziehungen mit dem Lande verbunden: das romanische Münster und die vielen Pfarr- und Klosterkirchen aus dem Mittelalter, die bürgerlichen Quartiere am Schlüsselberg, am Martinsberg und am Nadelberg; Rathaus, Tor und Brücke, die wir am Samstag ansehen wollen.

Am Sonntag wollen wir das neue Historische Museum in der Barfüßerkirche und das etwas abgelegene Stadt- und Münstermuseum im Kleinen Klingental besuchen. Den Abschluß wird der «Dom» von Arlesheim, das Exil des Basler Domkapitals, bilden.

41

Süddeutsche Bischofsstädte:

Straßburg

Führung: Prof. Dr. Volker Himmelein

Samstag, 26. Juni, bis Sonntag, 27. Juni 1982

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 60.–

Stuttgart – Karlsruhe – Straßburg – Zabern – Karlsruhe – Stuttgart

Daß das Straßburger Münster und das Museum im Frau-

enhaus im Mittelpunkt dieser Fahrt stehen werden, versteht sich fast von selbst. Aber daneben werden auch noch die Thomaskirche und die Wilhelmerkirche besucht, die Gedeckten Brücken und die Renaissancebauten von Hans Schoch aus Königsbach.

Das alles wird uns so lange beschäftigen, daß es nicht ganz sicher ist, ob es auf der Rückfahrt noch zu einem Umweg über Zabern reicht, wo die prachtvolle barocke Residenz der Straßburger Fürstbischöfe zu sehen ist.

42

Vier Ausstellungen in Österreich:

Salzburg – Enns – Krems – Schallaburg

Führung: Manfred Akermann

Donnerstag, 23. September, bis Sonntag, 26. September 1982

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 167,-

Stuttgart – Salzburg – Krems-Stein – Herzogenburg – Pottenbrunn – Kamptal/Waldviertel – Enns – Salzburg – Stuttgart

Die großen kunst- und kulturhistorischen Ausstellungen, die Jahr für Jahr in Österreich stattfinden, haben sich nach und nach einen internationalen Ruf erworben. Man erinnert sich nur an die Niederösterreichischen Landesausstellungen über «Die Babenberger» und «Kaiser Joseph II.»

Im Jahr 1982 präsentiert in Salzburg die seit dem 7. Jahrhundert ununterbrochen bestehende Erzabtei St. Peter ihre Kunstschätze.

In der Stadt Enns, einer schon in frühgeschichtlicher Zeit bedeutenden Grenzfeste, wird eine Ausstellung zum Thema «Der hl. Severin und die Römer» veranstaltet.

Das Land Niederösterreich gedenkt in Krems-Stein des 800. Geburtstags des hl. Franz von Assisi und zeigt anhand hervorragender Exponate die Einflüsse des Franziskanerordens auf die bildende Kunst, auf Wissenschaft, Literatur, Musik und Volksfrömmigkeit.

Auf der Schallaburg wird die Ausstellung Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn besucht.

Die Landschaft Hohenlohe in Vergangenheit und Gegenwart

Erziehung im heimatlichen Lebensraum

Fortbildungstagung für Lehrer auf der Comburg 5. bis 9. Juli 1982

Das Oberschulamt Tübingen und der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND veranstalten zu Beginn der Sommerferien zusammen mit der Staatlichen Akademie für Lehrerfortbildung Schwäbisch Hall eine Fortbildungstagung, bei der an konkreten Beispielen aus Hohenlohe Möglichkeiten erarbeitet werden sollen, Ausbildung und Erziehung am Prin-

zip des Heimatlichen zu orientieren, um – nach einem Wort von Hermann Bausinger – die Ethik des Nahhorizonts mit der Ethik des Fernhorizonts zu verknüpfen. Bereits erprobte Unterrichtsmodelle sollen demonstriert, weitere zumindest in Ansätzen erarbeitet werden.

Die Federführung für Vorbereitung und Durchführung der Tagung liegt beim Oberschulamt Tübingen – Präsident Pitsch. Anfragen sollen dorthin gerichtet werden.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

43

Süddeutsche Bischofsstädte:

Mainz

Führung Dr. Volker Himmelein

Samstag, 11. September, bis Sonntag, 12. September 1982

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 71,-

Stuttgart – Karlsruhe – Mainz – Aschaffenburg – Bad Mergentheim – Stuttgart

Die Reise nach Mainz, an den Sitz des Erzbischofs für die Oberdeutsche Kirchenprovinz und des Erzkanzlers des Heiligen Römischen Reichs, bildet den Abschluß der Reihe «Süddeutsche Bischofsstädte». Am Samstag sehen wir den Dom an und das, was der Krieg vom «Goldenen Mainz» übriggelassen hat.

Am Sonntag fahren wir nach Aschaffenburg, der Ausweichresidenz der Erzbischöfe, aus deren Stiftskirche die Stuppacher Madonna stammt, die wir, wenn es reicht, auf der Rückfahrt durch den ehemaligen mainzischen Landes- teil zum Abschluß ansehen wollen.

Aktion Irrenberg 1982

Samstag, 28. August 1982

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.